

Rund um die Uhr und sich selbst leben

Lebensstile und gesellschaftliche Strukturen

Im vorangehenden Abschnitt meiner Arbeit habe ich gezeigt, wie man das Umgehen mit Zeit aus zwei verschiedenen Positionen als gesellschaftlich bedingten Vorgang sehen kann. Die Position Meads bringt die Fertigkeit, Handlungssequenzen zu manipulieren in den Blick. Zugleich sehe ich aber mit Luhmann die inhärente Paradoxie des sozialisierten und doch nicht sozialisierten Individuums. Das Bestreben, allein von sozialen Ereignissen auszugehen, rückt die historische Vielfalt des gesellschaftlichen Bedarfs an Synchronisation sowie damit verbundene Auffassungen von Zeit in den Vordergrund. Beide Positionen scheinen mir nützlich, aber zugleich von begrenztem Nutzen. Sie hinterlassen eine Lücke, wenn es darum geht, wie Sprechen und Denken, aber auch Abläufe wie Essen und Trinken sich einander zuordnen. Situationen wie der Brunch im Café, der Verzehr eines Snacks in der Arbeitspause oder das Abendessen allein zu Hause vor dem Fernsehapparat müssen als Umgang mit Zeit erfasst werden. Zu diesem Zweck schlage ich vor, auf „Leben“ und auf „Ungleichheit“ zu sprechen zu kommen.

Nun erweist sich gerade „Leben“ als Begriff mit einer Tradition, die sich schlecht ignorieren lässt. Der bereits erwähnte Henri Bergson hat z.B. „Leben“ ausdrücklich mit individueller Freiheit verbunden und gegen den Glauben an die wissenschaftlich-technische Determination des Lebens am Ausgang des 19. Jhs. in Stellung gebracht.¹ Mit Wolfgang Eßbach ist zu überlegen, ob „Leben“ in dieser Hinsicht für das 20. Jh. die Rolle eines erlösenden Begriffs bekleidet haben könnte, so, wie Helmut Plessner mit Blick auf die Umbrüche des 18. und 19. Jhs. „Vernunft“ und „Entwicklung“ als Begriffe mit erlösendem Gehalt ins Ge-

1 H. Bergson: Zeit und Freiheit.

spräch gebracht hatte.² Sicherlich sollte man vorsichtig sein, von Erlösung zu sprechen, zumal der Einwand kaum von der Hand zu weisen ist, dass eine europäischen Schauplätzen entlehnte Sequenz der globalen Betrachtungsweise nicht angemessen sein könnte. Wollte man „Leben“ im Spannungsfeld von Modernisierung und Zivilisierung einsetzen, wäre im Gefolge der Globalisierung vielleicht nach einem oder nach mehreren Begriffen vom Format des amerikanischen „way of life“ Ausschau zu halten.³

Selbst wer von einer erlösenden Aufladung absiehen möchte, wird nicht bestreiten können, dass „Leben“ eine Vokabel ist, die sich heute in vielen Zusammenhängen bewährt. „Ein Beruf, so spannend wie das Leben“; technische Innovation, „so vielfältig wie das Leben“; sich „vom Leben anziehen lassen“ lauten zufällig ausgewählte Werbebotschaften.⁴ Ohne Weiteres kann man „Leben“ außerdem zwischen technischem Wissen und Glaubensgewissheit lokalisieren: Als z.B. 2001 das Bundesministerium für Forschung und Bildung daran ging, vielversprechenden Wissenschaften wie Biochemie, Neurologie und Genetik eine Plattform für den gemeinsamen Auftritt einzurichten, geschah dies unter dem Ettikett, das diese Disziplinen inzwischen selbst verliehen haben: „Lebenswissenschaften“.⁵ Die deutschen Bischöfe der katholischen Kirche haben in ihrem Aufruf zur Wahl des Bundestages 2005 hingegen die Wähler dazu aufgefordert, für eine Politik zu stimmen, die die Menschenwürde gegenüber Gentechnik und Biomedizin schützen solle, gleich ob ein Mensch „geboren oder ungeboren lebe“.⁶

An dieser Stelle kommt es mir auf den Hinweis an, dass „Leben“ aus der Soziologie ebenfalls nicht wegzudenken ist, obwohl ich die Gefahr sehe, dass dem Begriff hier vor allem in der Wortverbindung zu „Le-

-
- 2 Wolfgang Eßbach: „Vernunft, Entwicklung, Leben. Schlüsselbegriffe der Moderne“, in: Frithjof Hager/Hermann Schwengel (Hg.), *Wer inszeniert das Leben? Modelle zukünftiger Vergesellschaftung*, Frankfurt (M): Fischer Taschenbuch 1996, S. 269-281, hier S. 278-280.
 - 3 Hermann Schwengel: „Was kommt nach dem Leben? Way of life, Globalisierung und Weltpragmatismus“, in: Ulrich Bröckling/Axel T. Paul/Stefan Kaufmann (Hg.), *Vernunft – Entwicklung – Leben. Schlüsselbegriffe der Moderne*. Festschrift für Wolfgang Eßbach, München: Wilhelm Fink 2004, S. 358-369, hier S. 359-363; Hermann Schwengel: „Lebensstandard, Lebensqualität und Lebensstil“, in: Volker Hauff (Hg.), *Stadt und Lebensstil*. Thema Stadtkultur, Weinheim/Basel: Beltz 1988, S. 57-73, hier S. 73.
 - 4 Polizei-Brandenburg 2005; N24, www.n24.de/innovation/technews/index.php vom 10.09.2005; Hess-Natur, www.hess-natur.de vom 10.09.2005.
 - 5 Bundesministerium für Forschung und Bildung, www.bmbf.de/publikationen/4481.php vom 03.10.2005.
 - 6 Katholische Nachrichtenagentur, www.kna.de/doku_aktuell/dbk_wahl2005_aufruf.html vom 03.10.2005.

bensstil“ Abnutzung droht. Vor diesem Hintergrund will ich den weiteren Gebrauch von „Leben“ definieren.

In der Tat stehe ich nicht allein, wenn ich die Lebensstilforschung vom Verschleiß geplagt sehe. Die Anzeichen sind deutlich: Spätestens seit Mitte der 1990er Jahre sinkt die Zahl der jährlichen Publikationen in diesem Forschungsbereich ab, und statt dessen wird das erreichte bilanziert;⁷ selbst eine Bilanz der Bilanzen ist jüngst erschienen.⁸ Insgesamt konstatieren die Autoren von Bilanzen, dass sich die Lebensstilforschung zwar sehr rasch eingeführt habe, dass es allerdings seit ihrer Konsolidierung auch einen Stillstand zu verzeichnen gebe, der dringend durch eine neue Perspektive überwunden werden müsse.⁹

Der Stillstand wird meines Erachtens in einem Konflikt offenbar, der schon deswegen knapp zu beschreiben ist, weil es zu den Symptomen des Stillstands gehört, dass die Beteiligten dazu neigen, die gleichen Argumente wieder und wieder zu bemühen. Sie folgen darin der Hoffnung, dass eine weitere Bekräftigung ihrer Position endlich diejenige sein könnte, die auch verfängt. Die Grundlinie des Konflikts ist berührt, wenn man Lebensstil- und Ungleichheitsforschung zusammenbringt.

Vielfach wurde hervorgehoben, dass sich die Lebensstilforschung im akademischen Betrieb erst etablieren konnte, *nachdem* sie vorrangig in der US-amerikanischen Marktforschung der Nachkriegszeit einen Boom erfahren hatte.¹⁰ Auf die Bundesrepublik bezogen gelten Studien der Werbeagentur Conrad & Burnett aus den späten 1970er und die seither fortgesetzten Untersuchungen des Sinus-Instituts als wegweisend.¹¹

-
- 7 Dieter Hermann: „Bilanz der empirischen Lebensstilforschung“, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 56, Nr. 1 (2004), S. 153-179, hier S. 153/154.
 - 8 G. Otte: „Hat die Lebensstilforschung eine Zukunft“.
 - 9 Vgl. Annette Spellerberg: „Über Werner Georg: „Soziale Lage und Lebensstil. Eine Typologie““, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 56, Nr. 2 (2000), S. 376-377, hier S. 377; P. H. Hartmann: Lebensstilforschung, S. 11-13; Hartmut Lüdtke: „Methodenprobleme der Lebensstilforschung. Probleme des Vergleichs empirischer Lebensstiltypologien und der Identifikation von Stilpionieren“, in: Otto G. Schwenk (Hg.), Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft, Opladen: Leske+Budrich 1996, S. 139-163, hier S. 161.
 - 10 Vgl. Werner Georg: Soziale Lage und Lebensstil. Eine Typologie, Opladen: Leske+Budrich 1998, S. 119-132; P. H. Hartmann: Lebensstilforschung, S. 51-70.
 - 11 Sinus-Milieus, www.sinus-sociovision.de/2/2-3-1-1.htm vom 11.10. 2005; vgl. Marianne Reeb: Lebensstilanalysen in der strategischen Marktforschung, Wiesbaden: Gabler 1998, S. 24-39; Thomas Driesenberg: Lebensstilforschung. Theoretische Grundlagen und praktische Anwendungen, Heidelberg: Physica 1995, S. 145-160, 191-201.

Als gemeinsames Merkmal dieser Arbeiten gilt ihre Distanz zu lange eingespielten Variablen, mit deren Hilfe bis dato Märkte segmentiert worden waren. In Interviews befragte Personen wurden nicht allein entlang eingespielter Merkmale wie Alter, Geschlecht, Einkommen, Bildung, Beruf und Familienstand, sondern auch anhand ihrer Haltungen zu Werten, Freizeitinteressen und -aktivitäten gruppiert, denen traditionell wenig Beachtung geschenkt worden war.¹²

War es das Ziel solcher Untersuchungen, differenzierte Kenntnis über die Motivation von Kaufentscheidungen bzw. Wahlentscheidungen aus den verschiedenen Lebensstilen der Befragten abzuleiten, wurde daneben in der akademischen Ungleichheitsforschung die Lebensstilanalyse als Instrument zur Identifikation gesellschaftlicher Großgruppen in Dienst gestellt. In den 1980er und 1990er Jahren entstanden etliche Studien mit unterschiedlichem Design, die unter dem Signet der „Lebensstilforschung“ zusammengefasst werden.¹³ Als Beispiel für die Rechtfertigung des neuartigen Vorgehens können die Überlegungen Stefan Hradils gelten, der davon ausging, dass die Ordnung von Großgruppen entlang der herkömmlichen, aber auch der neu eingeführten Merkmale verlaufe: Durch Hinzufügung einer horizontalen zu der bis dahin selbstverständlichen vertikalen Achse fand eine Verteilung in einem zweidimensionalen Feld statt.¹⁴ Die hinzugekommene Dimension der Ungleichheit sollte den seit Ende des II. Weltkriegs beobachteten Wandel zentraler Wertehaltungen vom Materialismus zum Postmaterialismus aufnehmen. In diesem Feld tauchen statt berufsabhängiger Klassen *Milieus* wie das „traditionslose Arbeitermilieu“, das „aufstiegsorientierte“ oder das „hedonistische Milieu“ auf.¹⁵ Man kann das Bestreben erkennen, geläufige Einteilungen zu erweitern, wobei die Rede von „Milieus“ zeigen soll, dass man nicht von einer dem 19. Jh. verhafteten Klasseneinteilung ausgehen wollte.

Damit ist die Diskussion aufgegriffen, die sich spätestens mit dem Erscheinen von Ulrich Becks Text „Risikogesellschaft“ Mitte der 1980er Jahre erhitzt hatte. Beck hatte nicht das völlige Verschwinden sozialer Ungleichheiten, aber das Verschwinden einer Ordnung der großen

12 Vgl. M. Reeb: Lebensstilanalysen, S. 17-19; H. Lüdtke: „Methodenprobleme“, S. 141-143.

13 Vgl. Matthias Michailow: „Individualisierung und Lebensstilbildung“, in: Otto G. Schwenk (Hg.), Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft, Opladen: Leske+Budrich 1996, S. 71-98, hier S. 71; W. Georg: Soziale Lage und Lebensstil, S. 16-18.

14 Stefan Hradil: Strukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus, Opladen: Leske+Budrich 1987, S. 158-170; vgl. Sinus-Milieus.

15 S. Hradil: Strukturanalyse, S. 169.

Gruppenverbände behauptet.¹⁶ Er war zu der Auffassung gelangt, dass das Wirtschaftswunder, der Ausbau des Wohlfahrtsstaates und die Expansion des Bildungswesens im Verbund mit der Reduzierung der Arbeitszeiten dazu geführt hatten, die Ordnung von Differenzen aus verschiedenen Bereichen auf einer einzigen Linie, die sich am Berufs festmacht, aufzubrechen. Am Ende wären die Individuen freigesetzt, ihre Leben nicht nach Maßgabe einer bestimmten Gruppe zu führen, sondern nach eigener Anschauung zu ordnen. Das sollte mehr als die Aufforderung bedeuten, dem Leben eine persönliche Note zu geben: gemeint sein sollte die Pflicht, sich eine Existenz im eigenen Stil zu „basteln“.¹⁷

Die nicht nur von Beck vertretene These der Erosion der bisher üblichen Gruppenordnung hat vielfach dazu geführt, die Lebensstilforschung zur Aufhellung einer weitgehend unübersichtlichen Situation einsetzen zu wollen. So entstanden Arbeiten mit experimentellem Charakter, in denen es darum ging, entweder dem Stil als neue Ordnungsform nachzuspüren, oder soziale Ungleichheiten überhaupt zu identifizieren, um in einem Abgleich statistischer Erklärwerte nach einer künftigen Gruppenordnung Ausschau zu halten.¹⁸ Als Beispiel dafür, den Lebensstil als Ordnungsform zu begreifen, ist die Arbeit von Karl Hörning, Annette Gerhard und Matthias Michailow prominent geworden, in der sie Personen schildern, deren Leben um jenen spezifischen Umgang mit Zeit kreisen, den ich weiter unten noch ausführlich beschreiben werde.¹⁹ Als Beispiel für die zweitgenannte Vorgehensweise lässt sich die „Erlebnisgesellschaft“ lesen, in der Gerhard Schulze von der Auflösung alter Formen der Vergesellschaftung durch Besitz und Beruf ausgehend den Übergang zu einer neuen Form zeigen will, die sich daraus speist, was jemand als ästhetisch, im Sinne von zu-sich-passend empfindet.²⁰

-
- 16 Ulrich Beck: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt (M): Suhrkamp 1986, S. 218; Ulrich Beck: „Die uneindeutige Sozialstruktur. Was heißt Armut, was Reichtum in der Selbst-Kultur“, in: Ulrich Beck/Peter Sopp (Hg.), Individualisierung und Integration: Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus, Opladen: Leske+Budrich 1997, S. 183-197, hier S. 193-195.
 - 17 Ulrich Beck/Wilhelm Vossenkuhl/Ulf Erdmann Ziegler: Eigenes Leben. Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft in der wir leben, München: C.H. Beck 1995, S. 9-15; Ronald Hitzler/Anne Honer: „Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung“, in: Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.), Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt (M): Suhrkamp 1994, S. 307-316.
 - 18 Vgl. Rainer Diaz-Bone: „Milieumodelle und Milieuinstrumente in der Marktforschung“, in: Sozialwissenschaft und Berufspraxis, Jg. 26, Nr. 4 (2003), S. 365-380, hier S. 366-368.
 - 19 K. H. Hörning/A. Gerhard/M. Michailow: Zeitpioniere, S. 9-25.
 - 20 G. Schulze: Die Erlebnisgesellschaft.

An die Stelle vermeintlich „objektiver“ Aussagen, was jemand angeichts seiner beruflichen Position und seines Einkommens in der Gesellschaft ist, soll für alle die Aufgabe getreten sein, das eigene Leben unter dem Gesichtspunkt „subjektiver“ Präferenzen zu gestalten. Bezogen auf statistisch messbare Differenzen rücken traditionelle Grenzziehungen nach Beruf und Einkommen in den Hintergrund: Die unterschiedenen *Erlebnismilieus* manifestieren sich in einem Feld, das die Merkmale Schulbildung und Alter aufspannen.²¹

Der Konflikt um „Lebensstil“ wäre selbstredend keiner, wäre diese Inbesitznahme nicht mit der Position kollidiert, die mit der Pierre Bourdieus assoziiert wird, dessen bekanntestes Werk unter dem Titel „Die feinen Unterschiede“ zu Anfang der 1980er Jahre ins Deutsche übersetzt worden war.²² Bourdieu vertrat in ganz anderer Weise den Anspruch, über soziale Ungleichheit Aufschluss zu geben: Zwar hatte auch er Veränderungen festgestellt, doch war es ihm stärker um den Nachweis gegangen, wie sich die Gliederung in Berufs- und Besitzklassen weiter fortschreibt, und wie diese Ordnung das alltägliche, das banale und dem Anschein nach individuellen Präferenzen überlassene Leben vollkommen durchdringt.²³ Ein Lebensstil ist für ihn Ausdruck eines klassenspezifischen Habitus sowie das Mittel zur Distinktion gegenüber Mitgliedern der anderen Klassen. Es mag Nöte und Anstrengungen geben, die bei Geburt gegebene Klassenlage hinter sich zu lassen; doch handelt es sich um ein Auf- bzw. Absteigen, ein Wechsel der Klasse, ohne dass das Prinzip der ökonomisch angeleiteten Ordnung von Klassen je überwindlich wäre. Im Jahr 1789 mag demnach das Pariser Bürgertum den Feudalismus beseitigt haben, nicht aber die soziale Hierarchie, die in Gestalt des Großbürgertums eine neue Spitze erhalten hat.²⁴

Meiner Meinung nach hat das Beharren Vieler auf je einer der hier gezeigten Positionen in hohem Maße den Stillstand der Lebensstilforschung befördert. Bis heute lehnen einige die Wendung zu einer neu orientierten Ordnung des Sozialen als Strohfeuer des Nachkriegsbooms ab, um sich auf Bourdieu zu berufen und von da die Kontinuität altvertrauter Strukturen festzustellen. Eine gewisse Banalisierung bei der Umsetzung ist dabei kaum zu verhindern: Wenn Berufs-, Bildungs- und Besitzverhältnisse eine bessere rechnerische Erklärung eines Forschungs-

21 G. Schulze: Die Erlebnisgesellschaft, S. 176-178, 269-219; vgl. Thomas Müller-Schneider: „Wandel der Milieulandschaft in Deutschland. Von hierarchisierenden zu subjektorientierten Wahrnehmungsmustern“, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 25, Nr. 3 (1996), S. 190-206, hier S. 204.

22 P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede.

23 P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 104-107.

24 P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 11, 132; vgl. N. Elias: Über den Prozeß der Zivilisation, Bd. 2, S.163-166.

gegenstands bieten als Merkmale, die mit dem Lebensstil verbunden werden, wird bereits daraus geschlossen, den ersehnten Beweis für die Fortexistenz der Klassenordnung erbracht zu haben.²⁵ Und spätestens seitdem zu beobachten ist, dass in Deutschland der Abstand zwischen Arm und Reich wächst, sehen sich die Gegner der These eines Strukturwandels in ihrer Auffassung bestätigt, dass „Lebensstil“ ein bloßer – wenn nicht gar westdeutscher – Modebegriff gewesen sei, der mit dem Wiedererscheinen des hässlichen aber dafür immerhin wahrhaftigen Antlitzes der Klassengesellschaft zum Vorschein komme.²⁶ Es mag dahin gestellt bleiben, wie weit diese These zutrifft, aber selbst wenn sie zuträfe, werden Klassengrenzen zumindest in der breiten Öffentlichkeit derzeit nur zurückhaltend thematisiert.²⁷ Wer will, kann dies und den zurückliegenden Wertewandel als Ablenkungsmanöver ausweisen. Durch die Austragung von Konflikten im Himmel der Werte, verschleiert die Gesellschaft den meisten Menschen, dass sie zugleich die Verschärfung sogenannter „harter“, irdischer Ungleichheiten vorantriebt.²⁸

Das kann nicht unwidersprochen bleiben: Zentrales Gegenargument der anderen Position ist, dass weiter von einer Überlagerung verschiedener Dimensionen der Ungleichheit auszugehen sei, die die Abdankung von der verbindlichen Ständehierarchie und der noch stark ständisch eingefärbten Klassenordnung bedeute. Bestritten wird nicht, dass jede Ungleichheit der Vergangenheit angehören würde – doch wird davor gewarnt, aufgrund der früheren Rolle etwa von Besitz- und Einkommensungleichheiten darauf zu schließen, dass diese nicht ohne die vormalige

-
- 25 Vgl. Jürgen Gerhards/Jörg Rössel: „Lebensstile und ihr Einfluss auf das Ernährungsverhalten von Jugendlichen“, in: Soziale Welt, Jg. 53, Nr. 3 (2002), S. 261-284, hier S. 261-263; D. Hermann: „Bilanz der empirischen Lebensstilforschung“, S. 159, 174/175.
 - 26 Vgl. Rainer Geißler: „Kein Abschied von Klasse und Schicht. Ideologische Gefahren der deutschen Sozialstrukturanalyse“, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 48, Nr. 2 (1996), S. 319-338; Thomas Meyer: „Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung – eine kritische Bilanz“, in: Soziale Welt, Jg. 52, Nr. 3 (2001), S. 255-271, hier S. 260-262; Joachim Bischoff/Sebastian Herkommer/Hasko Hüning: *Unsere Klassengesellschaft. Verdeckte und offene Strukturen sozialer Ungleichheit*, Hamburg: VSA 2002, hier S. 21-23.
 - 27 Vgl. Wolfgang Abel: „Konsumenten ohne Klasse“, in: Badische Zeitung vom 11.02.2006, S. 6; Janney Scott/David Leonhardt: „Class in America“, in: The New York Times – Articles selected, Süddeutsche Zeitung vom 23.05.2005, S. 1-8; Jan Feddersen: „Krieg dem Pöbel!“, in: Die Tageszeitung vom 18.03.2005, S. 17.
 - 28 Vgl. Thomas Schnierer: „Von der kompetitiven Gesellschaft zur Erlebnisgesellschaft. Der ‚Fahrstuhl-Effekt‘, die subjektive Relevanz der sozialen Ungleichheit und die Ventilfunktion des Wertewandels“, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 25, Nr. 1 (1996), S. 71-82, hier S. 71-82.

Gesellschaftsform auftreten könnten. Bisweilen mit gereiztem Unterton wird deshalb angeraten, Klasse und Schicht endlich als *historische* Ordnungsformen anzuerkennen und das Werk Bourdieus im Rang des Klassikers zu lesen.²⁹ Selbstredend können Befürworter dieser Argumentation gleichfalls statistische Belege aufbieten. Demnach kann z.B. eine geringe Änderung der rechnerischen Erklärwerte traditioneller Strukturmerkmale in den letzten Jahren als klarer Beleg ihrer Schwäche gelesen werden, während eine geringe Änderung der Werte der Lebensstilmerkmale als Stabilisierung erscheint. Dann lässt sich immerhin sagen, dass die Forschungen in den 1980er und 1990er Jahren bloßer Auftakt einer groß angelegten Suche nach neuen Gruppierungen gewesen seien.³⁰

Mein Ziel ist es, „Leben“ in Verbindung mit „Stil“ jenseits dieses Grabenkampfs zu definieren. Dazu will ich das ins Spiel bringen, was für mein Verständnis häufig außen vor bleibt: die Frage nach dem Verhältnis zwischen sozialer Struktur und jener Ordnung, die nicht *Sozialstruktur*, aber gesellschaftliche Struktur ist – die Differenzierung funktionaler Systeme.³¹

Mit Luhmann hat sie die ständische Gliederung, die für sämtliche Individuen feste Plätze in einer naturgemäßen Ordnung vorgesehen hatte, verdrängt. Die funktionale Ordnung ist eine, die zunächst nicht Menschen, sondern (nur) Kommunikationen unterscheidet. Kennzeichen von Politik, Religion oder Kunst ist es, dass sie mit Menschen ausschnitthaft, d.h. in Relation zu bestimmten Fragen befasst sind. Damit entfällt eine umfassende Ordnung sämtlicher Bereiche des Lebens, so dass jedem das Recht *und* die Pflicht zukommt, sein Leben selbst zu gestalten.³²

Man hat Luhmann häufig vorgeworfen, das Postulat der Behandlung aller Menschen unter Absehung von ihrer Person mit der gänzlich anders gearteten Wirklichkeit zu verwechseln. Wer z.B. bereits über ein Vermögen verfügt, kann bei Bankgeschäften meist auf bessere Konditionen

29 Vgl. Stefan Hradil: „Eine Alternative? Einige Anmerkungen zu Thomas Meyers Aufsatz ‚Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung‘“, in: Soziale Welt, Jg. 52, Nr. 3 (2001), S. 273–282, hier 273, 279.

30 Vgl. Thomas Müller-Schneider: „Stabilität subjektorientierter Strukturen. Das Lebensstilmodell im Zeitvergleich“, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 29, Nr. 4 (2000), S. 361–374, hier S. 369, 373; Gerhard Schulze: „Zu Thomas Meyers Kritik der Lebensstilforschung“, in: Soziale Welt, Jg. 52, Nr. 3 (2001), S. 283–296, hier S. 290/291.

31 Vgl. Thomas Schwinn: Soziale Ungleichheit und funktionale Differenzierung. Wiederaufnahme einer Diskussion, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 27., Nr. 1 (1998), S. 3–17, hier S. 3; Armin Nassehi: „Die Theorie funktionaler Differenzierung im Horizont ihrer Kritik“, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 33., Nr. 2 (2004), S. 98–118, hier S. 99.

32 N. Luhmann: Soziologische Aufklärung, S. 122; N. Luhmann: Soziale Systeme, S. 362–367, 544.

hoffen als der, der eines bilden möchte. Oder: wer bereits Ämter innehat, dem wird vermutlich ein weiteres Amt eher angetragen als einem anderen. Freilich hat Luhmann eine Erklärung solcher Umstände geliefert, ohne das Postulat der Gleichbehandlung in Zweifel zu ziehen. Sie lautet: Sollten alle Individuen tatsächlich in jeder Hinsicht gleich behandelt werden, wäre im Grunde mit einer Lähmung der Funktionssysteme zu rechnen, die wie die Wirtschaft auf eine Asymmetrie von Rollen (Käufer/Verkäufer) angewiesen sind. Ohne das Postulat aufzugeben, bilden die Funktionssysteme deshalb Präferenzen, die aber mangels zentraler Ordnung nur auf der wechselseitigen Beobachtung beruht, ob sich eine Person in einem anderen Zusammenhang bewährt hat. Daraufhin kulminieren in der sozialen Dimension Ungleichheiten, die die sachbezogenen Ungleichheiten sekundieren.³³ Sie werden deshalb, wenn sie diskutiert werden, als *Effekte* diskutiert.³⁴ Dass damit die Kumulation von Exklusionen aus Subsystemen ebenso möglich ist, kann als eine Art von zeitgenössischer sozialer Frage behandelt werden.

Die Abhängigkeit der Funktionssysteme von den Leistungen hierarchisch gegliederter Organisationen und die herausragende Rolle des Arbeitslohns als Motivationsmittel soll dann erklären, weshalb soziale Differenz am Beruf kulminiert. Diese Auffassung lässt sich kritisieren: sie scheint zu eng dem Bild der Industriegesellschaft verpflichtet.³⁵ Meine Überlegung ist nun, nachzufragen, ob die Sozialdimension nicht in der Tat Raum für andere Asymmetrien lässt. Sie ist ja nach Luhmann gerade nicht *sachlich* begründet und somit kontingent. Man könnte z.B. die Werke Bourdieus und Schulzes nacheinander statt gegeneinander lesen. Das würde heißen, auf die Fordauer berufsständischer Differenzen abzuheben *und* weitere Differenzen zu suchen. Würden die Texte einem Übergang zugerechnet, wären sie zugleich zeitgemäß, falsch und wahr.³⁶

-
- 33 Niklas Luhmann: „Es gibt keine Biografie. Im Radiogespräch mit Wolfgang Hagen“, in: Wolfgang Hagen (Hg.), Warum haben Sie keinen Fernseher, Herr Luhmann? Letzte Gespräche mit Niklas Luhmann, Berlin: Kadmos 2004, S. 13-47, hier S. 39-43.
- 34 Vgl. A. Nassehi: „Die Theorie funktionaler Differenzierung“, S. 113/114.
- 35 Vgl. T. Schwinn: Soziale Ungleichheit, S. 4-10; A. Nassehi: „Die Theorie funktionaler Differenzierung“, S. 111/112.
- 36 Vgl. Michael Vester: „Krise der politischen Repräsentation? Spannungsfelder und Brüche zwischen politischer Elite, oberen Milieus und Volksmilieus“, in: Stefan Hradil/Peter Imbusch (Hg.), Oberschichten – Eliten – Herrschende Klassen, Opladen: Leske+Budrich 2003, S. 237-272, hier S. 237-247; Ulrich Beck: „Jenseits von Stand und Klasse?“, in: Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.), Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt (M): Suhrkamp 1994, S. 43-60, hier S. 49.

In dieser Hinsicht fallen neuere Studien versöhnlich aus: entdeckt wird, dass Klassen- und Milieuforschung im Grunde dasselbe, nämlich Strukturen sozialer Ungleichheit erforschen und deshalb auch eine gewisse Redundanz aufweisen. Sieht man vom Streit um Bezeichnungen ab, wird tatsächlich die Tendenz erkennbar, Befunde weniger gegeneinander als ergänzend zu interpretieren. Aus einem erweiterten Blickwinkel wäre am Ende schlicht die Kopplung von *Struktur* und Arbeit und die Abtrennung zur Freizeit als *Kultur* überwunden. Das hieße, verschiedene Lebensformen in *beiden* Beziehungen nach Gleichheiten und Ungleichheiten zu durchleuchten.³⁷ Als zentrale Steuerungsinstanz in Deutschland wird dabei das seit der frühen Nachkriegszeit in der Dreigliedrigkeit weitgehend unverändert gebliebene Bildungswesen identifiziert, so dass die Kinder von gut gebildeten und gut verdienenden Eltern auch heute mit mehr als siebenmal höherer Wahrscheinlichkeit ein Studium aufnehmen werden als Kinder von Eltern aus anderen Lagen.³⁸

Darüber hinaus wäre jedoch mit Blick auf das Doppelspiel sozialer und funktionaler Differenzierung zu fragen, inwiefern dieses Spiel in der *zeitlichen* Dimension ausgetragen wird. Also: welche Veränderungen den Prozess der Globalisierung jenseits der Entwicklung zur Rund-um-die-Uhr-Gesellschaft begleiten – etwa in der Modellierung des Lebens als Bastillei.³⁹ Das wäre mehr, als ein Mal mehr Bourdies „Feine Unterschiede“ wiederzuentdecken wie es Nassehi tut.⁴⁰

Das erfordert an erster Stelle ein anderes Denken als das nach dem Schema: Arbeit bestimmt Freizeit, Struktur bestimmt Kultur; ein anderes Denken als die Voraussetzung eines Sets unabhängiger Merkmale der Lage (Sein) und abhängiger Merkmale des Verhaltens (Tun) in der Manner einer Variablensoziologie. Zu zeigen ist, wie Wertehaltungen, Verhaltensweisen, Positionen, die Grenzen von Arbeitszeit/arbeitsfreier Zeit

37 Vgl. Günter Endruweit: Milieu und Lebensstilgruppe - Nachfolger des Schichtenkonzepts?, München: Rainer Hampp 2000, S. 33-45; Frithjof Zerger: Klassen, Milieus und Individualisierung. Eine empirische Untersuchung zum Umbruch der Sozialstruktur, Frankfurt (M)/New York: Campus 2000, S. 242-247; P. H. Hartmann: Lebensstilforschung, S. 239.

38 Vgl. Bernhard Walker: „Große Kluft zwischen Arm und Reich. Zum Armutsbericht der Bundesregierung“, in: Badische Zeitung vom 30.11.2004, S. 11; Walter Müller: „Zum Verhältnis von Bildung und Beruf in Deutschland“, in: Peter A. Berger/Dirk Konietzka (Hg.), Die Erwerbsgesellschaft. Neue Ungleichheiten und Unsicherheiten, Opladen: Leske+Budrich 2001, S. 29-64, hier S. 31-35; G. Schulze: Die Erlebnisgesellschaft, S. 191.

39 Vgl. Degele 1999, S. 24-28.

40 Armin Nassehi: „Eliten als Differenzierungsparasiten. Skizze eines Forschungsprogramms“, in: Ronald Hitzler/Stefan Hornbostel/Claudia Mohr Elitenmacht (Hg.), Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften 2004, S. 25-42, hier S. 37-39.

usw. in der Zeit ineinander greifen. Das *Wie*, das weder aus Merkmalen, noch statistischen Kennwerten hervorgeht.⁴¹ An einem Beispiel verdeutlicht: der Befund, dass Frauen mit Abitur an Werktagen häufiger warm zu Mittag essen als die anderen, erklärt sich nicht einfach von selbst.⁴² Das Merkmal „Abitur“ ist Symbol für einen Komplex verschiedener Abläufe, in deren Rahmen es wahrscheinlich wird, werktags zu Mittag *warm* zu essen.⁴³ Im Folgenden will ich skizzieren, wie in diesem Sinne „Leben“ und „Stil“ in ein Verhältnis zu setzen sind.

Leben in der Verlaufsform: zur Episode

Wie „leben“ und „arbeiten“ aufeinander bezogen werden, dürfte einen großen Anteil am Konflikt um „Lebensstile“ haben. Lebensstilforschung betreiben kann in gewisser Weise Verheißungsvolles bedeuten. Man rückt Aktivitäten ins Zentrum, die oft zum „eigentlichen Leben“ gekürzt werden und in der Umkehrung des Mottos „erst die Arbeit, dann das Vergnügen“ pauschal als „Vergnügen“ gelten.⁴⁴

Dies beruht auf der Annahme, dass Menschen in der Moderne in zwei Sphären leben, die sich durch Einführung der *Lohnarbeit* voneinander unterscheiden. Haben sie immer schon ihre Identität bzw. ein Bewusstsein ihrer selbst aus Rückwirkungen der Umwelt auf ihr Verhalten aufgebaut, wird dieser Kreislauf in arbeitsteiligen Fertigungsverfahren gestört. Die Tätigkeit im Betrieb ist nicht auf den eigenen Bedarf bzw. auf Selbstvergewisserung des Produzierenden abgestellt, sondern auf Konsumbedürfnisse anonymer anderer. Es kommt zur Ausgrenzung der *Arbeitszeit* im Unterschied zu der Zeit, die dem Arbeitenden übrig bleibt – auch, um sich wieder selbst zu begegnen. Erst diese Ausgrenzung der

-
- 41 Vgl. Maria S. Rerrich/Gerd Günter Voß: „Vexierbild soziale Ungleichheit. Die Bedeutung alltäglicher Lebensführung für die Sozialstrukturanalyse“, in: Werner Kudera/Gerd Günter Voß (Hg.), Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung, Opladen: Leske+Budrich 2000, S. 147-164, hier S. 150, 156, 158.
- 42 Ilse-Marie Lange: „Das Ernährungsverhalten erwerbstätiger Frauen“, in: Thomas Kutsch/Sigrid Weggemann (Hg.), Ernährung in Deutschland nach der Wende. Veränderungen in Haushalt, Beruf und Gemeinschaftsverpflegung, Witterschlick/Bonn: Wehle 1996, S. 283-296, hier S. 293.
- 43 Vgl. H.-W. Prahlf/M. Setzwein: Soziologie der Ernährung, S. 67-70; P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 566-569.
- 44 Vgl. Wolfgang Bonß: „Vergesellschaftung über Arbeit. Oder: Gegenwart und Zukunft der Arbeitsgesellschaft“, in: Peter A. Berger/Dirk Konietzka (Hg.), Die Erwerbsgesellschaft. Neue Ungleichheiten und Unsicherheiten, Opladen: Leske+Budrich 2001, S. 331-356, S. 334-336; M. Garhammer: Wie Europäer die Zeit nutzen, S. 102-105.

Arbeit hat also dazu geführt, dass entstehen konnte, was zuvor keinerlei Sinn gehabt hätte: individuelle Zeit, oder um mit dem Wort Helga Nowotnys den Besitzstatus zu markieren: *Eigenzeit*.⁴⁵ In der Frühmoderne reichte dieser Rest an anderer Zeit für viele kaum zur leidlichen Gesunderhaltung aus. Und dennoch wurde dieser Zeitabschnitt zugleich mit dem Lebensabschnitt gleichgesetzt, der das Leben überhaupt lebenswert erscheinen ließ. Unter der Voraussetzung, sich für andere geplagt zu haben, erscheint er persönlichem Belieben unterstellt. Man spricht deshalb von Arbeits- und Freizeit, emphatischer auch vom Arbeiten und vom Leben.⁴⁶

Die Zweiteilung in fremdbestimmte Arbeitszeit und selbstbestimmte Freizeit lässt sich gut mit anderen Dualismen zur Deckung bringen. Sie passt z.B. zu dem Zwiespalt, den Mead der Identität der Menschen unterstellt: gesellschaftliches, verpflichtendes „Me“ und biologisches, freies „I“ sind komplementär zueinander. Es ist ein leichtes, den Aufbau des „Me“ zum Selbstdisziplinierungs- und Entfremdungsmechanismus umzudeuten und eine Querverbindung zu Arbeit/Leben zu ziehen. Einige Stichworte für weitere Verbindungen: Arbeit steht für Materie, Außen, Objekt, während Leben an Geist, Innen, Subjekt gekoppelt ist.

Als prominenter Versuch, „Leben“ aus dem Residual-Status zu erheben und Vorrang zu geben, kann Jürgen Habermas' Bemühren gelten, kommunikatives und instrumentelles Handeln zu trennen. Soll erstes ein Handeln sein, das der Lebenswelt von Menschen verpflichtet ist und gemeinsame Ziele des Arbeitens definiert, kann zweites als Handeln gelten, das bei der Ausführung der Arbeiten anfällt. Technischem Problemlösungshandeln soll damit ein Rahmen, der in der Alltagspraxis erzeugt wird, vorgeschaltet sein. Die Stoßrichtung dieser Argumentation wird nicht verhehlt: nach Habermas ist in der Moderne die Beziehung zwischen Arbeitsabläufen und der lebensweltlichen Einheit, die vorgibt, was vernünftiges Tun ist, verkehrt. Anstatt sich dienstbar zu machen, enttäuschen die Funktionssysteme das in sie gesetzte Vertrauen und führen ihre Eigenleben. Nur die Hoffnung auf Domestikation der Systeme und die Erneuerung der Vorrangstellung der Lebenswelt in herrschaftsfreier

45 Nowotny 1989, S. 37-39; vgl. Hermann Lübbe: „Gegenwartsschrumpfung“, in: Klaus Backhaus/Holger Bonus (Hg.), Die Beschleunigungsfalle oder der Triumph der Schildkröte, 3., erweiterte Auflage, Stuttgart: Schäffer-Poeschl 1998, S. 263-294, hier S. 287.

46 Vgl. Gerd Günter Voß: Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft, Stuttgart: Enke 1991, S. 23-27; Martin Stengel: „Freizeit als Restkategorie. Das Dilemma einer eigenständigen Freizeitforschung“, in: Hans A. Hartmann/Rolf Haubl (Hg.), Freizeit in der Erlebnisgesellschaft. Amusement zwischen Selbstverwirklichung und Kommerz, Opladen: Westdeutscher Verlag 1996, S. 19-44, hier S. 19-44.

Debatte können das Szenario einer lebensfeindlichen Mutation der Gesellschaft aufhellen.⁴⁷

Keineswegs will ich die Gegenargumentation aus der Versenkung holen – der Hinweis genügt, dass eine Kluft zwischen besorgniserregenden Systemoperationen und freundlich gestimmter Alltagswelt schwer zu halten ist, wenn man annimmt, dass soziale Systeme per se nichts als den Erhalt ihres Eigenlebens anstreben und Kommunikation nicht auf Konsens abzielt, sondern auf die laufende Erneuerung der Differenzen zwischen den psychischen Systemen, wenn sie sich nicht selbst ein Ende bereiten will. Vielmehr will ich darauf hinaus, dass ein Ergebnis des Konflikts um die Rolle des Lebensstils in der Erkenntnis liegen könnte, dass *sämtliche* Aktivitäten von Individuen mit gesellschaftlichen Ansprüchen durchsetzt sind. „Lebensstil“ signalisiert dann keinen befriedeten Bereich unter Obhut des Allgemein-menschlichen, sondern erfasst nüchtern, besser: ernüchtert Arbeits- wie Freizeitverhalten zugleich.⁴⁸

Es ist wichtig, die Kontrastierung bitterer Arbeit und süßen Lebens als historisch begründete und keineswegs für alle Menschen gleich gültige zu verstehen. Für viele gilt sie nur mittelbar, z.B. für Kinder, Hausfrauen, Arbeitslose und Superreiche. Daneben trägt längst nicht alles, was in der Arbeitszeit erledigt wird, Züge finsterer Lohnknechtschaft. Umgekehrt fördern Untersuchungen zur Freizeit immer wieder zu Tage, dass der Anteil tatsächlich verfügbarer Zeit keineswegs steigt, sobald die Arbeitszeit verkürzt wird: vielfach ist Freizeit Zeit, die *arbeitsplanmäßig* mit Sprachkursen, sportlichen Aktivitäten, Partys usw. gefüllt wird und daher mitunter Züge ungeliebter Arbeit annimmt.⁴⁹ Und: Trotz der Unterscheidung Arbeitszeit/Freizeit ist zu beobachten, dass ein beträchtlicher Zeitrest übrig bleibt, die keiner Sphäre zuzuschlagen ist, da er sich der Klassifizierung selbst-/fremdbestimmt widersetzt. Kinder betreuen, Angehörige pflegen, Reparaturen im Haushalt ausführen, das Einkaufen und selbstredend das Kochen, Essen und Trinken sowie Auf-die-Uhr-Schauen sind Beispiele dafür.⁵⁰

Wenn man „Leben“ nicht durch Systemferne auszeichnen will, aber ebenso wenig behaupten mag, dass Individuen immer nur anlangen, wo gesellschaftliche Schablonen sie haben hinführen wollen, ist anzugeben, wie der Begriff anders gelagert sein soll. Gerade der angemahnte Man-

47 Jürgen Habermas: Technik und Wissenschaft als „Ideologie“, 8. Auflage Frankfurt (M): Suhrkamp 1976, S. 104-119; vgl. G. G. Voß: Lebensführung als Arbeit, S. 49-54.

48 Vgl. T. Drieseberg: Lebensstilforschung, S. 48-51.

49 Vgl. T. Drieseberg: Lebensstilforschung, S. 51; G. G. Voß: Lebensführung als Arbeit, S. 38-42.

50 Vgl. M. Garhammer: Wie Europäer die Zeit nutzen, S. 377/378; Mennell 1988, S. 338.

gel definitorischer Klarheit könnte die Richtung vorgeben. Das Erlösen-de des Begriffs könnte gerade darin liegen, eben nichts Bestimmtes, sondern Verschiedenes zugleich zu bezeichnen: Die Verzahnung psychi-scher und sozialer Systeme wird bezeichnet. Die Stelle, an der die Ope-rationen des einen Systems in eine für das andere handhabbare Form übersetzt werden, wobei es sich im Grunde weniger um eine Stelle als um eine *zeitliche* Form handelt.⁵¹ Exakt *dazwischen* liegend, füllen „Le-ben“ und „Stil“ die Lücke zwischen Kommunikation und Bewusstsein, Sprechen und Denken. So kann der Lebensstilforschung das Kunststück gelingen, einmal auf Leistungen von Individuen *und* ein an-dermal die Prägekraft der Gesellschaft hervorzukehren.⁵²

Anders als Günter Voß meint, zwingt dieser Schritt nicht dazu, etwa „die Lebensführung“ zu einem System zu küren, um eine Urheberschaft angeben zu können, denn diese wirft sofort die Frage auf, um welche Art System es gehen soll, die nach gegenwärtigem Stand nur erneut mit psy-chischem *oder* sozialem System beantwortet werden kann. Gerade, weil jede Parteinahme zur Anerkennung ihres Gegenteils zwingt, sehe ich den Verdacht erhärtet, dass gerade eine Mittelstellung das charakteristische ist.⁵³ Man kann es in Analogie zur Sprache besser erkennen: die Sprache ist zweifellos systematisch aufgebaut, ohne dass sie deshalb System sein muss. Ich stimme Voß zu, wenn er „Leben“ als Missing link zwischen Gesellschaft und Individuum konzipiert. Es soll einfassen, worum es auch hier geht: Formen des Umgangs mit Zeit, Frühstück zu zweit, Fahrt zur Arbeit, Teambesprechung, Gespräche beim Mittagessen, Joggen im Wald, Abendbrot vor dem Fernseher usw. Gemeint sind jene marginalen Beteiligungen im vielzitierten Meer der Interaktionen neben Zugängen zu den Funktionssystemen sowie häufig ausgelassenen Vorgängen, die zwar gesellschaftlich geprägt und/oder auf Kommunikation ausgerichtet aber selbst keine Kommunikation sind. Kurzum: das *pralle* Leben.⁵⁴

51 Vgl. Ditmar Brock/Matthias Junge: „Die Theorie gesellschaftlicher Mo-dernisierung und das Problem gesellschaftlicher Integration“, in: Zeitschrift für Soziologie, 24. Jg, Nr. 3 (2002), S. 165-182, hier S. 178; K. M. Bolte: „Typen alltäglicher Lebensführung“, S. 145; Degele 1999, S. 1/2.

52 Vgl. M. Michailow: „Individualisierung und Lebensstilbildung“, S. 80-84, S. 91.

53 G. G. Voß: Lebensführung als Arbeit, S. 7, 188, 190/191, 208, 255, 259-261; vgl. Eckart Hildebrandt/Karsten Reinecke/Jürgen Rinderspacher/ Gerd Günter Voß: „Zeitwandel und reflexive Lebensführung“, in: Eckart Hildebrandt (Hg.), Reflexive Lebensführung. Zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit, Berlin: Edition Sigma 2000, S. 9-46, hier S. 30.

54 Vgl. A. Nassehi: „Die Theorie funktionaler Differenzierung“, S. 105-109; E. Hildebrandt u.a.: „Zeitwandel“, S. 30; N. Luhmann: Soziale Systeme, S. 568.

Das Leben konstituiert sich folglich von zwei Seiten: psychischen Systemen wird abverlangt gesellschaftliche Erwartungen zu bewältigen, und umgekehrt müssen soziale Systeme individuelle Zumutungen aushalten. Auf den Umgang mit Zeit bezogen, treffen z.B. bei Terminabsprachen sowohl Eigenzeiten psychischer Systeme als auch soziale Eigenzeiten aufeinander.⁵⁵ Dass es einer Vermittlung bedarf, ergibt sich schon aus den ungleichen Möglichkeiten der Differenzierung: ist die Gesellschaft mit der Ausbildung von Subsystemen in die Lage gesetzt, sachlich verschiedene Vorgänge *gleichzeitig* abzuwickeln, sind menschliche Individuen in der Regel darauf angewiesen, sie *nacheinander* organisieren zu können. Zusätzlich ergibt es sich daraus, dass mit der Uhrzeit die Zeit *leere Zeit* geworden ist, d.h. eine Zeit, die keine Aussage darüber trifft, wann jemand dies oder jenes zu tun oder zu lassen hätte.⁵⁶

Sowie es sich um ein fortlaufendes Ab- und Aneinanderkoppeln von *Operationen* diverser Systeme handeln soll, halte ich es für angebracht „Leben“ besser als Verlaufsform, als „leben“ zu betrachten. Man könnte in diesem Zusammenhang von der „Synchronie des Lebens“ sprechen.⁵⁷ Dieser Aspekt wird zum einen ausgeblendet, wenn man Lebensstilforschung als Inventarisierung betreibt und Grenzen zwischen Gruppen zu einem *Zeitpunkt* erforscht, wie es einem Vergleich unterschiedlicher Lebensstile, Milieus oder Klassen nützlich sein mag.⁵⁸ Zum anderen wird er ausgelassen, wenn in Zeitbudgetstudien Vorgänge auf die Sekunde genau bemessen werden, ohne ihren Zusammenhang zu beachten. Dabei liefert doch die Verlaufsform meist den Forschungsrahmen – zumindest in der kommerziellen Markt- und Meinungsforschung: So dient die Auskundschaftung von Lebensstilen dem Zweck, etwas über künftiges Verhalten, z.B. Anschaffung/Nicht-Anschaffung, Wahl/Wahlenthaltung und damit über eine zukünftige Wirklichkeit zu erfahren. In derselben Weise müssen auch die Ordnungsvariablen in der Sozialstrukturforschung gelesen werden: Sie liefern Hinweise darauf, was jemand, der zum Zeitpunkt der Befragung regelmäßig diesen oder jenen *Tätigkeiten* nachgeht und eine bestimmte Biographie hat, *zukünftig tun* könnte.⁵⁹

55 Vgl. D. Brock/M. Junge: „Die Theorie gesellschaftlicher Modernisierung“, S. 179.

56 Vgl. A. Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 345-349, 354/355; Degele 1999, S. 3-10.

57 E. Hildebrandt u.a.: „Zeitwandel“, S. 29.

58 Vgl. P. H. Hartmann: Lebensstilforschung, S. 133-159; Jörg Blasius: „Empirische Lebensstilforschung“, in: Jens Dangschat/Jörg Blasius (Hg.), Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden, Opladen: Leske+Budrich 1994, S. 287-254, S. 238-240; P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 285.

59 Vgl. H. Lüdtke: Zeitverwendung und Lebensstile, S. 23-38.

Nur, weil neben dem distinktiven Aspekt ein temporaler rangiert, werden Aussagen wie die verständlich, dass die Bildung bzw. der Lebensstil der Eltern die Ess- und Trinkgewohnheiten der Kinder erklären könne.⁶⁰ So werden z.B. Bildung, Alter und Beruf wie aufgeklebte Etiketten behandelt, obwohl sie Abläufe repräsentieren, die von Interesse sind, weil sie über Anschlusswahrscheinlichkeiten informieren. Dass nicht immer alles für jeden als Anschluss in Frage kommt, macht dann in meinen Augen den *Stil* des Lebens aus: „leben“ hat einen selektiven Zug, es enthält eine – wenngleich immer nur vorläufig zu formulierende – Logik.⁶¹

Dieses Verständnis nähert sich dem des Habitus bei Bourdieu, wenn man diesen mit Hermann Schwengel als Medium interpretiert, das jenseits von Gruppenzuweisungen eine an der flexiblen Verfassung von Identität orientierte Geschichte hat.⁶² Ich ziele weder auf die seit langem angemahnte diachrone Lebensstilanalyse, die Wandlungen von Stilen im Lauf der Zeit nachspürt, noch auf die Verfolgung von Biografien und Lebensläufen ab.⁶³ Vielmehr steht der Konnex von Abläufen im Mittelpunkt, der sich bei aller Bezugnahme auf Künftiges und Vergangenes dennoch stets in der Gegenwart einstellen muss;⁶⁴ oder unter Anlehnung an Hartmut Lüdtke gesprochen: um den Stil der Lebensführung als einer Strategie für das Arrangement von Arrangements.⁶⁵

Um die Vielzahl der Aktivitäten in einem Leben auf *das Leben* zu beziehen, schlage ich komplementär zu „leben“ den Gebrauch des Begriffs „Episode“ vor. Diesen Begriff habe ich z.B. bei Luhmann am Rande erwähnt gefunden, weil er ihm geeignet schien, das Verhältnis einer Interaktion zur Gesellschaft bzw. eines Gedanken zum Bewusstsein zu definieren. Seiner Ansicht nach bilden Gedanken und Interaktionen jeweils Episoden dieser Systeme, die sich – in umgekehrter Betrachtung – in ihnen vollziehen. Die übliche dinghafte Sichtweise von Teil/Ganzem soll so der zeitlichen weichen. Dieses Vorhaben hatte Luhmann mit dem

60 J. Gerhards/J. Rössel: „Lebensstile und ihr Einfluss“, S. 275/280.

61 Vgl. K. H. Hörring/D. Ahrens/A. Gerhard: Zeitpraktiken, S. 71-74.

62 Hermann Schwengel: „Aufrichtigkeit, Authentizität und Stil. Die Grenzen der feinen Unterschiede, in: Stefan Hradil (Hg.), Zwischen Bewußtsein und Sein. Die Vermittlung ‚objektiver‘ Lebensbedingungen und ‚subjektiver‘ Lebensweisen, Opladen: Leske+Budrich 1992, S. 81-102, hier S. 92-97.

63 Vgl. M. Reeb: Lebensstilanalysen, S.114.

64 Vgl. Birgit Geissler/Mechthild Oechsle: „Lebensplanung als Konstruktion. Biographische Dilemmata und Lebenslaufentwürfe junger Frauen“, in: Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.), Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt (M): Suhrkamp 1994, S. 139-167, hier S. 139-142.

65 H. Lüdtke: „Methodenprobleme“, S. 155-157; vgl. M. Reeb: Lebensstilanalysen, S. 107-114.

Wechsel von „Element“ als Bezeichnung für die Letzteinheit eines Systems zu „Ereignis“ begonnen und mit der Einführung von „Operation“ fortgesetzt, mit dem deutlich der Bezug zu einem System ausgedrückt wird. Dass sich Systeme in weitgehend eigenständige Episoden gliedern können und können müssen, soll deutlich machen, dass nicht die Erhaltung oder Entfaltung auf einen vorgegebenen Zustand hin, sondern die Fortentwicklung durch *Selbständerung* Ziel dieser Systeme sind.⁶⁶

Auf diese Weise gibt Luhmann der Episode ein anderes Gewicht als das verbreitete Verständnis ihr zubilligt: Die Episode steht in dem schlechten Ruf, im Rahmen einer Handlung als lässlicher Einwurf wie aus dem Nichts aufzutauchen und dorthin wieder abzutauchen. Meist wird ihr keine andere Funktion zugebilligt, als den eigentlichen Sinn der Erzählung durch deren Unterbrechung hervorzuheben.⁶⁷ Diese Geringschätzung kommt zum Ausdruck, wenn beurteilt werden soll, ob ein Ereignis bloß Episode war, d.h. getrost vergessen werden kann, oder ob es nicht im größeren Zusammenhang von Bedeutung gewesen sein könnte.

Das lässt sich im Grunde aber nur verbindlich sagen, wo das ganze Geschehen – wie im Theaterstück – von Anfang bis Ende bekannt ist. Der Zweifel daran, ob das Leben in diesem Sinne eine Erzählung ist, und somit festgelegt, ob ein Ereignis eine Episode ist oder nicht, hat Milan Kundera dahin geführt, das geringe Ansehen der Episode zu heben. Am Beispiel eines Mannes, der auf dem Weg zu seiner Partnerin die Bekanntschaft einer anderen Frau macht, hat er gezeigt, dass nicht gleich zu sagen ist, was im Leben des Mannes Episode ist: setzt der Mann seine bisherige Beziehung fort, wird die Begegnung mit der anderen Frau bloß eine Episode gewesen sein. Mündet jedoch diese Begegnung in eine Liebesbeziehung, in deren Verlauf der Mann seine bisherige Partnerin verlässt, wird seine Beziehung zu ihr nur Episode in seinem Leben gewesen sein.⁶⁸ Mit Kundera ziele ich darauf ab, das Leben als Sequenz von Episoden zu verstehen, weil eine Annahme darüber, was die *eigentliche* Erzählung ist, immer nur unter Vorbehalt geäußert werden kann: kein Abschnitt ist je dagegen gefeit, etwas anderes als Episode zu sein.⁶⁹

Den Vorteil, den der Begriff hinsichtlich meines Verständnisses von „Leben“ als Medium bietet, sehe ich darin, dass er nicht wie „Ereignis“

66 N. Luhmann: Soziologische Aufklärung, S. 125; N. Luhmann: Soziale Systeme, S. 369/370, 566-573.

67 Vgl. Johann Heinrich Zedler: „Großes vollständiges Universal-Lexicon der Wissenschaften und Künste“, www.zedler-lexikon.de vom 11.12.2005.

68 Milan Kundera: Die Unsterblichkeit, München/Wien: Hanser 1990, S. 365-369.

69 Vgl. R. Sennett: Der flexible Mensch, S. 31; Wolfgang Kraus: Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne, Pfaffenweiler: Centaurus 1996, S. 237-240.

oder auch „Lebensereignis“ auf Singularität und Plötzlichkeit zielt; dass er auch nicht wie „Operation“ nach Systemreferenz verlangt; und dass er nicht wie „Situation“ zeitweises Stillstehen suggeriert. Dagegen verweist die Episode auf einen zeitlichen Zusammenhang, ein Vorher/Nachher, eine Sequenz. Dieses Potenzial blieb von Gerhard Schulze, der von alltäglichen Episoden spricht, ungenutzt: seine Absicht, Lebensstile zu differenzieren, ließ ihn zeitliche Aspekte hintenanstellen. Ihm ging es um die Durchdringung dessen mit ästhetischen Präferenzen, *was Menschen tagein tagaus tun und nicht darum, wann bzw. in welchen Zeitzusammenhängen sie dies tun.*⁷⁰

Die Auflösung des Lebens in Episoden kann der Frage nach dem richtigen Gewicht von Arbeit und Leben in der Ungleichheitsforschung eine neue Facette verleihen: Werden in Ständen, Klassen, Schichten und Milieus zeitüberdauernde Formationen gesucht, gelten Lebensstile als flüchtige, sich leicht wandelnde, freundlicher formuliert: befristete, zeitlich determinierte Konstellationen. Nicht umsonst spricht man Berufsstatus und Freizeitaktivität. Das mag eine besonders hohe Erwartung an die Lebensstilforschung mitbedingt haben: Identität dann beschreiben zu können, wenn mit der Angabe, dies oder das zu sein, nicht schon alles gesagt ist, sondern das Selbst ein sich immer wieder neu erzählendes, mit einer anders gearteten Identität ausstattendes ist.⁷¹

Ein Letztes: Aus der Ermattung der Diskussion um *die wahre* Ordnung des Sozialen lässt sich auch ein anderer Schluss ziehen. Er besteht darin, die Grundannahme, dass für alle Beobachter die Wirklichkeit dieselbe ist, zu bezweifeln. Vielleicht ist es kein Manko, wenn sich verschiedene Befunde nicht voll zur Deckung bringen lassen, sondern Ausdruck der für heute typischen eindeutigen Mehrdeutigkeit. Zudem können Studiendesigns ohne vorausgehende Erwartungen generiert werden. Das gilt erst recht, wenn ein Forschungszweig wie die Lebensstilforschung, eng mit der kommerziellen (Markt-)Forschung verbunden ist und dabei sogar – wie es das Beispiel der Sinus-Milieu-Studien belegt – gezwungen ist, an deren Vorbildern Maß zu nehmen.⁷² So werde ich

70 G. Schulze: Die Erlebnisgesellschaft, S. 98-104; vgl. A. Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 353.

71 Vgl. Daniel Fulda: „Auf der Suche nach der verlorenen Geschichte. Zeitbewusstsein in Autobiographien des ausgehenden 20. Jahrhunderts“, in: Annette Simonis/Linda Simonis (Hg.), Zeitwahrnehmung und Zeitbewusstsein in der Moderne, Bielefeld: Aisthesis 2000, S. 197-226, hier S. 217-226; W. Georg: Soziale Lage und Lebensstil, S. 39-38; W. Kraus: Das erzählte Selbst, S. 159-184.

72 Vgl. R. Diaz-Bone: „Milieumodelle und Milieuinstrumente“, S. 369-379; F. Zerger: Klassen, Milieus und Individualisierung, 34-42; Blaisus 1994, S. 254.

ebenfalls selektiv verfahren: Ausgehend von den jüngeren Entwicklungen der Beziehung von Arbeitszeit- zu arbeitsfreier Zeit werde ich im Weiteren auf Stile der Lebensführung von Zeitpionieren und Flexiblen Menschen eingehen, um dann Zusammenhänge von Lebensstilen und Mahlzeiten (Episoden) zu prüfen.

Arbeitszeit/freie Zeit – zur Disposition

In diesem Kapitel steht die klare Trennung von Arbeitszeit und Freizeit als *lebensbestimmende* Gliederung im Vordergrund, die sich heute zunehmend bedrängt zeigt.

Folgt man dem berühmten Aufsatz von Edward Thompson über die Entstehung der Arbeits- und Zeitdisziplin der Industriegesellschaft, so kann der Eindruck entstehen, er habe diesen Prozess 1967, bei Erscheinen des Aufsatzes für abgeschlossen gehalten.⁷³ Demnach hatte es allein Jahrzehnte gedauert, den Montag zu einem gewöhnlichen Arbeitstag zu machen, nachdem an diesem Tag oft in einer Weise gearbeitet worden war, die der sonntäglichen Beschaulichkeit näher gestanden hatte als der Emsigkeit darauffolgender Werkstage. Die Instrumente, um dies durchzusetzen, waren vielfältig. Es gab Arbeitsanreize, Arbeitsüberwachung, Bußgelder, Weckuhren, die Abschaffung von Volksfesten, Feiertagen usw. Im Hintergrund all dessen stand die Möglichkeit, *Zeit* alszählbare Größe zu sehen, um Löhne auf der Basis benötigter Zeiteinheiten festzulegen und Zeit somit als Ware zu kalkulieren, die man kaufen, einteilen und verbrauchen konnte: Der Arbeitstag ersetzte das Tagwerk.⁷⁴

Mag auch 1967 „Saint Monday“ in England noch Anhänger gefunden haben und sich der Protest der Beatniks auch als Protest gegen die Uhrzeit gebärdet haben, hielt Thompson das Wesentliche für erreicht: „Arbeit“ und übriges „Leben“ wurden geschieden. Und mehr noch: Im Windschatten der Verkürzung von Arbeitszeiten hielt er die Frage für angemessen, ob nicht etwa mühsam ausgetriebene Formen des Umgangs mit Zeit wiederentdeckt und -erlernt werden müssten, falls sich künftige Mengen freier Zeit nicht ohne Weiteres verbrauchen lassen sollten.⁷⁵

73 Edward Palmer Thompson: „Time, Work-Discipline, and Industrial Capitalism“, in: Past and Present, Nr. 38 (1967), S. 56-97, hier S. 97.

74 E. P. Thompson: „Time, Work-Discipline, and Industrial Capitalism“, S. 70-79, 90; vgl. Andrea Maurer: Alles eine Frage der Zeit? Die Zweckrationalisierung von Arbeitszeit und Lebenszeit, Berlin: Edition Sigma 1992, S. 109-114.

75 E. P. Thompson: „Time, Work-Discipline, and Industrial Capitalism“, S. 95-97.

Es bedarf wenig Fantasie, um sich eine Gesamtschau vorzustellen: die Einführung des uhrzeitgesteuerten Arbeitens mag für viele schmerhaft gewesen sein; zum Ausgleich für die erlittene Unbill ist aber zugleich eine historisch einmalige Chance entstanden, im Schutz der Grenze Arbeitszeit/Freizeit zumindest abschnittsweise sein Leben selbstgewählt zu führen. Der gewerkschaftlich organisierte Kampf um den Acht-Stunden-Tag kann als Beleg herangezogen werden, dass sich die neue Zeitordnung in diesem Sinn etabliert hat: die Befestigung und Verschiebung der Linie zu eigenen Gunsten fest im Blick – die Arbeiterschaft hatte dem Anschein nach ihre Lektion gelernt.⁷⁶

In dieser Perspektive kann die rechtliche Absicherung so genannter „Normalarbeitszeitverhältnisse“ als der vorläufige Höhe- oder Schlusspunkt eines Lernprozesses auftreten: die Gleichverteilung der Arbeit bezogen auf das Jahr mit ca. 8 Stunden Arbeit pro Tag an 5 Tagen der Woche.⁷⁷ Die Diskussion der 1970er und 1980er Jahre, die sich an die Verbreitung dieses Standards in den 1960er Jahren anschloss, beinhaltete jedoch anstelle von Anerkennung eher eine Kritik des Erreichten. Vorrangig Angehörige der jüngeren, nach dem Krieg geborenen Generation lehnten diese Betrachtung grundsätzlich ab: Entlang der altvertrauten Linie organisch-freien Lebens versus mechanisch-determinierter Arbeit, wollten sie keine Erfolgsgeschichte sehen; die Verbreitung von Zeitnot und Hektik trotz festgeschriebener Arbeitszeiten geriet zum Ausdruck des fortschreitenden Verlustes eines natürlichen, dem Leben in seinem Ursprung innenwohnenden Zeitwohlstands. Gelassenheit im Alltag und eine gewisse Unordentlichkeit, ein bewusstes Sich-öffnen für Spontanes wurden als Mittel geraten, um sich neu zu orientieren.⁷⁸

In dieser Perspektive konnte man sich die Haltung „No Future“ zu eigen machen und sich auf die Flucht vor der Uhr begeben, oder die Suche nach Alternativen aufnehmen, um Terrain zurückzugewinnen und etwa politische Forderungen nach Zeitsouveränität aufstellen. Bezogen auf die Grenze Arbeitszeit/freie Zeit beinhaltete letztes den Anspruch, dass nicht länger die freie Zeit den Belangen der Arbeit nachzuordnen sei, sondern Arbeit (wieder) „dem“ Leben unterstellt werden müsse. Die Idee, das ganze Leben gemäß *eigenen* Vorstellungen auszuformen, konnte sich in dem Wunsch äußern, über Lage und Dauer der Arbeit in erweitertem Umfang selbst zu bestimmen; sie konnte sich aber zudem radikal in dem Verlangen äußern, die als künstlich begriffene Zerhackstü-

76 Vgl. R. Wendorff: Zeit und Kultur, S. 361, 525/526, 650-652.

77 Vgl. A. Maurer: Alles eine Frage der Zeit, S. 125-143.

78 Vgl. Rudolf Wendorff: „Konflikt und Koexistenz verschiedener Zeiten“, in: Rainer Zoll (Hg.), Zerstörung und Wiederaneignung von Zeit, Frankfurt (M): Suhrkamp 1988, S. 628-640, hier S. 635-640.

ckung des Lebens in zwei Sphären aufzuheben, um sich selbst (wieder) unmittelbar im, durch und während seines Tuns verwirklicht zu finden.⁷⁹

In der Manier der altvertrauten Kritik an der Fließbandarbeit konnte sich jede Art von Routine dem Verdacht aussetzen, individuellen Wünschen zuwiderzutun. Die in Tarifauseinandersetzungen stellvertretend für viele verhandelten Arbeitszeiten, die auch als Bollwerke gegen die Willkür der Unternehmen gegolten hatten, konnten als starre, die Zeitsouveränität des Individuums behindernde Vorgaben erscheinen. Indes kam die Forderung nach Berücksichtigung privater Zeitvorstellungen vielen Unternehmen gelegen. Im Tausch gegen Arbeitszeitverkürzungen wurden Arbeitsabläufe *flexibilisiert*: Seit Mitte der 1980er Jahre sind in Deutschland Gleitzeit- und Teilzeitregelungen ein akzeptierter Bestandteil von Tarifregelungen und flächendeckend vereinbart worden.⁸⁰

Sieht man von dem berechtigten Einwurf ab, dass die als definierte Normalarbeitszeit nie derart weit verbreitet war wie der Begriff suggeriert, muss man dennoch anfügen, dass die Vorstellung, was die Norm sein sollte, für viele von diesem Bild geprägt war und ist. In jedem Fall ist bis hierher eine Attacke auf dieses Zeitmuster zu erkennen, die sozusagen von Seite der freien Zeit aus geführt wurde. Von einer Attacke zu sprechen scheint mir deshalb angebracht, weil von der Größenordnung her spätestens seit den 1980er Jahren von der anderen Seite aus eine *Belagerung* auszumachen ist, die gegen Ende des 20. Jhs. in zahlreichen Fällen bereits zu einer Verlängerung und Flexibilisierung der Wochenarbeitszeit geführt hat.⁸¹ Als Gründe für entsprechende Forderungen und Vorgehensweisen von Arbeitgeberseite wird ein fundamentaler Wandel betrieblicher Abläufe ins Feld geführt, dessen Ursachen ich kurz anreißen will: schwindende Möglichkeiten, präzise Zeitvorgaben einzuhalten, weil der Anteil der Dienstleistungen an der Gesamtheit der Wirtschaftsaktivitäten gewachsen ist; der wachsende Druck, Zeitvorgaben dennoch einzuhalten, da nicht mehr auf Halde, sondern häufig just in time produziert wird, um Überproduktion zu vermeiden und Lagerkosten zu senken; die Möglichkeit, mittels Transport- und Kommunikationstechnologien weitverzweigte, damit aber störanfällige Netze von Zulieferbeziehungen aufzubauen; die Gelegenheit, dank der nämlichen Technologien sprunghaft in Arbeitsabläufe einzugreifen; die wachsende Konkurrenz

79 Vgl. F. Benthaus-Apel: Zwischen Zeitbindung und Zeitautonomie, S. 132-136; Rainer Zoll: „Krise der Zeiterfahrung“, in: Rainer Zoll (Hg.), Zerstörung und Wiederaneignung von Zeit, Frankfurt (M): Suhrkamp 1988, S. 9-33, hier S. 9-17.

80 Vgl. E. Hildebrandt u.a.: „Zeitwandel“; M. Garhammer: Wie Europäer die Zeit nutzen, S. 256-258.

81 Vgl. Wotschak 1997, S. 37-43; F. Benthaus-Apel: Zwischen Zeitbindung und Zeitautonomie, S. 103-109.

auf den Weltmärkten und damit verbundene Anforderungen, neuen Produkte rasch mit der Entwicklung eigener Produkte zu begegnen; und die gesteigerte Marktdynamik, die Unternehmen eine ungeahnte *zeitliche* Nähe zum Markt – time to market – abverlangt und langfristige Planung erschwert. Aus betrieblicher Sicht lautet die ideale Antwort auf diese Herausforderungen: Produktivkräfte *jederzeit* verfügbar zu haben.⁸²

Dass Unternehmen auf diese Herausforderungen mit Strukturumbau reagieren, ist bekannt. Deshalb genügen dazu wenige Worte: Das klassische Modell des modernen Unternehmens, das eine hierarchisch-bürokratische Organisation der Arbeitsabläufe empfiehlt, ist heute in Verruf geraten. Die Aktenförmigkeit von Abläufen und feste Positionsbeschreibungen gelten als schwerfällig, wenn es darauf ankommt, Veränderungen des Marktumfeldes in kurzer Frist aufzunehmen. Teamarbeit, Projektarbeit, Out-sourcing, Reengineering, Abflachung und Auflösung von Hierarchien, Entbürokratisierung, lauten Schlagworte des Umbauprozesses, in dem Zusammenarbeit und Beschäftigung nur locker bestehen.⁸³

Neben politischen Forderungen wie z.B. nach Reduzierung staatlicher Eingriffe, Deregulierung, die Abkehr von Flächentarifverträgen, Lockerung des Kündigungsschutzes, ergehen an die Belegschaften von Unternehmen meist Appelle, sich gemeinsam mit ihrem Unternehmen dem Markt ausgesetzt zu sehen, zugleich auch das Verhältnis zum Unternehmen als marktförmiges zu begreifen und sich in jedem Fall darauf einzustellen, dass in Zukunft Wandel das einzig Beständige sein werde. Das heißt übersetzt, dass von abhängig Beschäftigten solche Fähigkeiten erwartet werden, mit denen man bisher *Unternehmer* ausgezeichnet hat: Risikobereitschaft, Kosten/Nutzen-Kalkül und psychische Disponibilität. Die Unternehmensleitung kann sich unter diesen Bedingungen darauf beschränken, Ziele mit den Beschäftigten zu vereinbaren und es diesen überlassen, die notwendigen Abläufe selbst zu organisieren. In diesem Verständnis werden Arbeitnehmer zunehmend zu Auftragnehmern und die bisherigen Arbeitsbeziehungen zu wirtschaftlichen Transaktionen. Von den Beschäftigten verlangt das vor allem eines: für die Arbeit im übrigen Leben flexibel zu sein und die Zeit bei der Arbeit selbständig zu organisieren.⁸⁴ Aus der historischen Warte wird heute oftmals vorausgesetzt, das selbst zu erbringen, was den Arbeitern im tayloristisch geführ-

82 Vgl. M. Garhammer: Wie Europäer die Zeit nutzen, S. 73-80; 262-272.

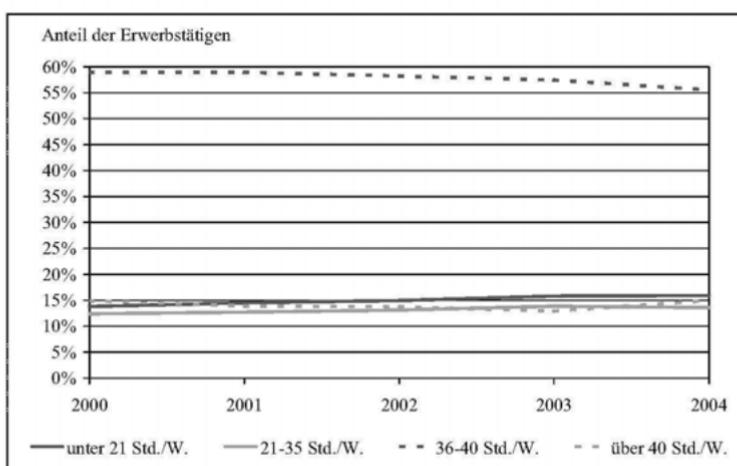
83 Vgl. Richard Sennett: Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin: Berlin-Verlag 2005, S. 34-40.

84 Vgl Gerd Günter Voß/Hans Pongratz: „Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft?“, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 50, Nr. 1 (1998), S. 131-158, hier S.133-135, 143-145.

ten Unternehmen von der Betriebsleitung erledigt wurde: Sich die Perspektive des gesamten Unternehmens zu eigen machen und Abläufe im Hinblick auf eine punktgenaue Vernetzung sämtlicher Arbeitsprozesse zu organisieren.⁸⁵ In kritischer Betrachtung wird sich der Arbeitnehmer der Zukunft deshalb weniger als Subjekt denn als *Projekt* begreifen.⁸⁶

Je nach Definition ist die Abkehr vom Muster „Normalarbeitszeit“, das seinen Höhepunkt in den 1960-70er Jahren hatte, weit fortgeschritten.⁸⁷ An dieser Stelle soll es genügen, auf Veränderungen der Beschäftigungsverhältnisse in Deutschland in den Jahren 2000-2004 hinzuweisen. Zunächst ein Blick auf die Verteilung der normalerweise geleisteten Arbeitszeiten aller Erwerbstätigen.

Normalerweise geleistete Arbeitszeiten 2000-2004⁸⁸

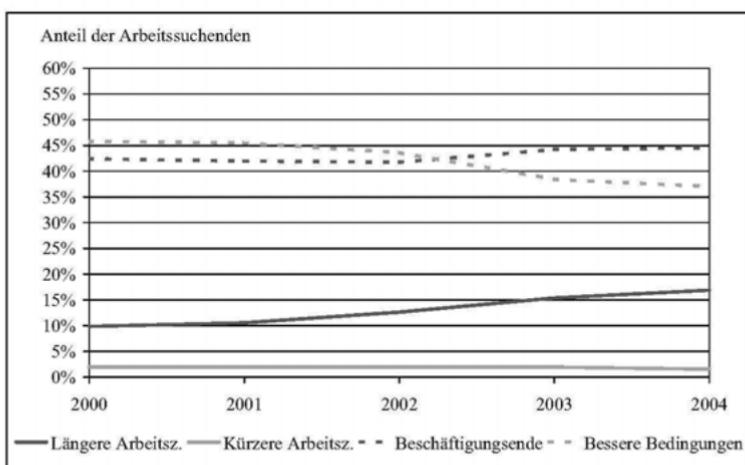


-
- 85 Vgl. Fritz Böhle: „Entwicklungen industrieller Arbeit und Arbeitszeit. Umbrüche in der zeitlichen Organisation von Arbeit und neue Anforderungen im Umgang mit Zeit“, in: Christiane Lindecke (Hg.), *Flexible Arbeitszeitorganisation in der Praxis. Eine Untersuchung in sechs Unternehmen*, München: Rainer Hampp 2000, S. 13-26, hier S. 15.
- 86 Vgl. Alexander Meschnig: „Unternehme Dich selbst! Anmerkungen zum proteischen Charakter“, in: Alexander Meschnig/Mathias Stuhr (Hg.) *Arbeit als Lebensstil*, Frankfurt (M): Suhrkamp 2003, S. 26-43, hier S. 31/32, 40.
- 87 Vgl. W. Bonß: „Vergesellschaftung über Arbeit“, S. 338.
- 88 Statistisches Bundesamt: *Zahlenkompass für die Bundesrepublik Deutschland*, Wiesbaden, Jahrgänge 2002 und 2005, hier Jg. 2002, S. 35; Jg. 2005, S. 37.

Während 2000-2004 die Zahl der Erwerbstäigen um knapp eine Million auf gut 35,5 Mio. gesunken ist, hat sich parallel dazu die Verteilung der wöchentlichen Arbeitszeit verändert. Setzt man 36-40 Stunden als Zielkategorie für „normale“ Arbeitszeiten an, war zwar das Gros der Erwerbstäigen durchgehend dieser Kategorie zuzuordnen, doch nahm der Umfang dieser Kategorie bezogen auf andere Kategorien kontinuierlich ab. Während der Anteil der Erwerbstäigen mit über 40 Arbeitsstunden gering schwankte, stieg umgekehrt der Anteil derer sichtbar an, die 35 oder weniger Stunden pro Woche zu arbeiten hatten. Diese Veränderung der *Arbeitsdauer* spricht nicht für die Annahme, dass eine steigende Zahl von Erwerbstäigen rund um die Uhr arbeiten würden.

Die zunehmende Verkürzung der offiziell geleisteten Arbeitszeiten wird von den Beschäftigten aber deswegen nicht begrüßt – sie wird vermutlich eher als Folge eines schwierigen wirtschaftlichen Umfeldes hingenommen. Darauf weisen die Angaben von Erwerbstäigen hin, die sich jeweils zum Zeitpunkt der Erhebung nach einer neuen Arbeitsstelle umgeschaut haben und auf den Grund ihrer Arbeitssuche hin befragt wurden.

Hauptgrund der Arbeitssuche 2000-2004⁸⁹



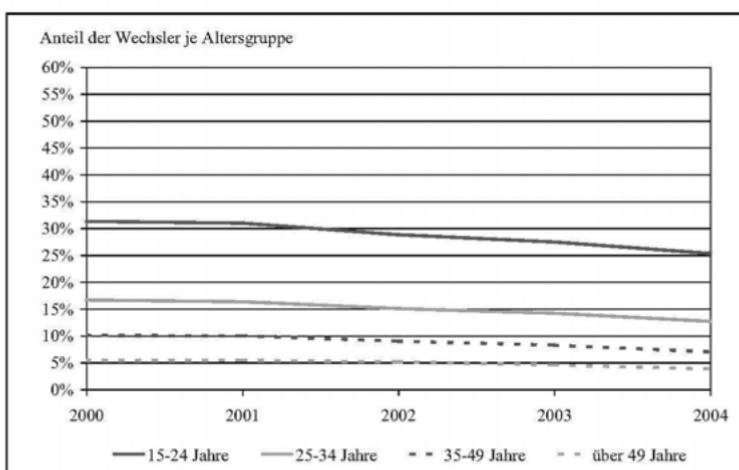
⁸⁹ Statistisches Bundesamt: Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Beruf, Ausbildung und Arbeitsbedingungen der Erwerbstäigen. Fachserie 1, Reihe 4.1.2, Wiesbaden, Jahrgänge 2001-2005 (abhängig Erwerbstätige ohne Auszubildende), hier Jg. 2001, S. 246; Jg. 2002, S. 117; Jg. 2003, S. 108; Jg. 2004, S. 114; Jg. 2005, S. 150.

Der Anteil derer, die eine Stelle mit *längerer* Arbeitszeit gesucht haben, hat sich in den Jahren 2000-2004 fast verdoppelt. Der Anteil derjenigen, die das Auslaufen ihres Arbeitsvertrages zur Arbeitssuche bewegt hat, war dagegen um etwa so viel angestiegen, wie der Anteil derer abgenommen hatte, die ihre Beschäftigung gegen eine bessere eintauschen wollten. Mit steigender Arbeitslosigkeit ist es für viele wichtiger geworden, überhaupt einen Arbeitsplatz zu haben; vermutlich ist nicht zuletzt deshalb Teilzeitarbeit meist nicht nur mit einem Einkommens-, sondern auch mit einem Prestigeeverlust behaftet.⁹⁰

Dass die Erwerbstätigen in den vergangenen Jahren geringe Bereitschaft zeigen, ihren Beruf oder Betrieb zu wechseln, zeigt die Betrachtung des Anteils derer an der Gesamtheit der Erwerbstätigen, die im Jahr vor der Datenerhebung den Betrieb oder Beruf gewechselt haben.

In allen Altersgruppen ist der Anteil derer, die diesen Schritt hinter sich haben, gesunken. Vor allem die unter 35jährigen, die sich in der Phase beruflicher Etablierung befinden, neigen immer seltener dazu, ihre Stelle aufzugeben und bei den bisherigen Arbeitsgebern zu verharren.

Wechsel von Beruf oder Betrieb im letzten Jahr 2000-2004⁹¹



90 Vgl. M. Garhammer: Wie Europäer die Zeit nutzen, S. 439; Horst Opašchowski: Wir werden es erleben. Zehn Zukunftstrends für unser Leben von morgen, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2002, S. 68/69.

91 Statistisches Bundesamt: Bevölkerung und Erwerbstätigkeit (abhängig Erwerbstätige ohne Auszubildende), Jg. 2001, S. 246; Jg. 2002, S. 117; Jg. 2003, S. 108; Jg. 2004, S. 114; Jg. 2005, S. 150.

Dafür kann freilich genauso gut ein ungünstiges Beschäftigungsumfeld verantwortlich gemacht werden: In umgedrehter Lesart ist die Neigung von Unternehmen gesunken, Personal zu entlassen *und* einzustellen. Zunächst deutet also wenig auf immer kürzer werdende Abstände zwischen Einstellung und Entlassung hin. Selbst ein Blick auf die Art der Arbeitsverträge stützt den bisher gewonnenen Eindruck: Der Anteil befristeter Verträge in Relation zur Gesamtheit der Verträge hat im Beobachtungszeitraum kaum variiert. Das mag den hohen rechtlichen Hürden geschuldet sein, die es den Unternehmen in Deutschland schwer machen, Arbeitsverträge von Anfang an zu befristen. Zugleich ist es aber ein Hinweis darauf, dass Vorsicht geboten ist, wo vom Ende alles Bisherigen die Rede ist. Obwohl heutige Lebensverläufe häufiger von Diskontinuität als von Kontinuität bestimmt sein dürften als noch vor einigen Jahrzehnten, sind Jobhopper-Karrieren nach wie vor die Ausnahme.⁹²

Beschäftigt man sich dagegen mit dem Stellenumfang, der in derselben Grafik abgebildet ist, wird 2000-2004 allerdings eine deutliche Tendenz zur Flexibilisierung von Arbeit erkennbar, die nahtlos an den Trend der vergangenen Jahre anknüpft (s. Grafik S. 85).⁹³

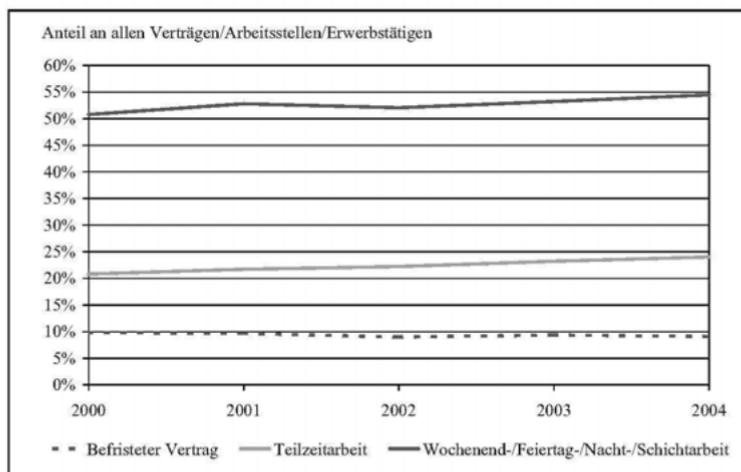
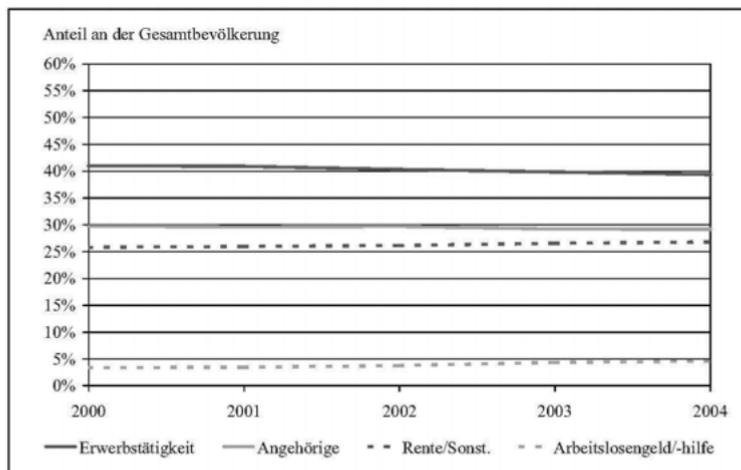
Die Einrichtung von 700.000 Teilzeitarbeitsplätzen wurde vom Rückgang der Zahl der sozialversicherungspflichtigen Vollzeitstellen von 24,5 Mio. auf 22,6 Mio. begleitet. Die Veränderung der Art der Arbeitszeit weist in dieselbe Richtung: der Anteil derer, die Wochenend-, Feiertags-, Abend-, Nacht- und Schichtarbeit ausüben, übertrifft inzwischen den Anteil derjenigen, die nicht davon betroffen sind. Bedenken, dass der seit knapp drei Jahrzehnten für den Großteil der abhängig Beschäftigten arbeitsfreie Samstag durch schleichende Aushöhlung (wieder) zum Werktag wird, sind deswegen nicht aus der Luft gegriffen.⁹⁴

Über diese Tendenzen bei der Arbeit hinaus muss – schon aufgrund des Gesamtrückgangs der Zahl der Arbeitsplätze – gefragt werden, ob sich in Deutschland nicht in einem größeren Maßstab Zeitverhältnisse verändern. Eine grobe Auffächerung der Bevölkerung nach der Art des überwiegenden Lebensunterhalts eröffnet, dass ein wachsender Anteil der Bevölkerung seinen Lebensunterhalt nicht (mehr) mit Hilfe regelmäßiger Erwerbsarbeit bestreitet (s. Grafik S. 85). So war im Jahr 2004 für gut 60% der Bevölkerung die Grenzziehung Arbeitszeit/arbeitsfreie Zeit nicht als das unmittelbar geltende Gliederungsprinzip von Tag, Woche, Monat und Jahr vorauszusetzen.

92 Vgl. H. Opaschowski: Wir werden es erleben, S. 60-62.

93 Vgl. M. Garhammer: Wie Europäer die Zeit nutzen, S. 315-343.

94 Vgl. Jürgen Rinderspacher: „Ohne Sonntag gibt es nur noch Werkstage. Die soziale und kulturelle Bedeutung des Wochenendes, Bonn: Dietz 2000, S. 11.

Arbeitsvertrag, Stellenumfang, Art der Arbeitszeit 2000-2004⁹⁵*Überwiegender Lebensunterhalt 2000-2004⁹⁶*

95 Statistisches Bundesamt: Bevölkerung und Erwerbstätigkeit (Vertrag, Umfang: abh. Erwerbstätige ohne Auszubildende), Jg. 2001, S. 136, 246; Jg. 2002, S. 100, 117; Jg. 2003, S. 98, 108; Jg. 2004, S. 104, 114; Jg. 2005, S. 140, 150.

96 Statistisches Bundesamt: Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland, Wiesbaden, Jahrgänge 2001-2005, hier Jg. 2001, S. 101; Jg. 2002, S. 99; Jg. 2003, S. 102; Jg. 2004, S. 71; Jg. 2005, S. 80.

Vor diesem Hintergrund möchte man gleich vom Ende der Arbeit sprechen. Doch sollte man das nur, wenn man mit Jeremy Rifkin klarstellt, dass die Betonung auf „der“ Arbeit liegen muss und die Frage nach ihrer Zukunft eingeschlossen ist. Denn keineswegs ist vom Ende des Arbeitszeit auszugehen: Die Rede muss vom Ende *einer*, nämlich der normalen Arbeitszeit sein und vom Entstehen einer Vielfalt von Arbeits- und Zeitverhältnissen.⁹⁷

Sicherlich hat es auch in der Vergangenheit Fälle gegeben, für die andere Zeiten gegolten hatten. Man denke an Landwirte, an die so genannten „mithelfenden Angehörigen“, die Vertreter der Freien Berufe, Mitglieder der Streitkräfte, Unternehmer, Hausfrauen oder Rentner und Schüler in Nebentätigkeiten. Diese Fälle können heute als Beispiele flexibler Arbeit lange vor dem Boom des Wortes „Flexibilität“ erscheinen. Doch die neu entstandenen Arbeitsbeziehungen ähneln diesen Beispielen nur bedingt; sie entziehen sich auch der alten Differenzierung von Arbeitern, Angestellten, Beamten und Selbständigen. Man findet daher Titel wie „Arbeitskraftunternehmer“ oder „Lebensunternehmer“, weil viele Menschen zwar als Arbeitnehmer beschäftigt sind, aber *zugleich* Verhaltensweisen von Arbeitgebern tragen sollen.⁹⁸ Darunter mag es Glückliche geben, denen die Tendenz, Arbeitsbedingungen individuell auszuhandeln und Arbeitsverträge zu befristen, zupass kommt. Das dürfte vor allem für diejenigen gelten, die dank ihrer Qualifikation in der Lage sind, die Befristung dazu zu nutzen, schneller höhere Einkommen durchzusetzen. Gleichwohl zeichnet sich aber heute bereits ab, dass es daneben zahlreiche weniger glückliche Fälle in unteren und mittleren Beschäftigungsbereichen geben wird, in denen die Aufnahme befristeter Beschäftigungsverhältnisse mit Benachteiligungen im Bezug auf vergleichbare unbefristete Verhältnisse sowie mit einer höheren Einkommensunsicherheit verbunden ist.⁹⁹

Ohne Normalarbeitsverhältnisse deswegen pauschal als „gut“ und flexible Arbeitszeit als „schlecht“ erklären zu wollen, ist die Tendenz dahin, dass etliche neue Formen des Arbeitens sowohl flexible, als auch *prekäre* Formen darstellen, unbestritten. Ich will nur wenige Beispiele

97 Jeremy Rifkin: Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft. Neue Konzepte für das 21. Jahrhundert, aktualisierte Neuausgabe, Frankfurt (M): Campus 2004, S. 24-37.

98 G. G. Voß/H. Pongratz: „Der Arbeitskraftunternehmer“, S. 139; H. Opašchowski: Wir werden es erleben, S. 66/67.

99 Vgl. Martin Groß: „Auswirkungen des Wandels der Erwerbsgesellschaft auf soziale Ungleichheit. Die Effekte befristeter Beschäftigung auf Einkommensungleichheit“, in: Peter A. Berger/Dirk Konietzka (Hg.), Die Erwerbsgesellschaft. Neue Ungleichheiten und Unsicherheiten, Opladen: Leske+Budrich 2001, S. 119-158, hier S. 150-152.

erwähnen, die derzeit im Gespräch sind: Die für Arbeitslose entworfene „Ich-AG“ und der „1-Euro-Job“.¹⁰⁰ Daneben die sogenannte geringfügige Beschäftigung, für die eine Kündigungsfrist von vier Wochen vorgesehen ist. Ursprünglich auf die Steuerbefreiung von Hinzuerdiensten ausgelegt, wird heute klar, dass diese Art des Arbeitens für einen wachsenden Personenkreis zur einzigen Einnahmequelle werden könnte.¹⁰¹

Andere Formen flexibler Arbeit sind eher versteckt: traditionelle Schwarzarbeit und die Arbeit, die Migranten ohne Aufenthaltsgenehmigung leisten, sowie Tätigkeiten derer, die zuletzt als „Generation Praktikum“ betitelt wurden. Unter diesem Titel sind Menschen zusammengefasst, die häufig gut qualifiziert sind und professionelle Arbeit leisten, aber formal nur Praktika absolvieren, um eine leistungsgerechte Entlohnung und die Einhaltung von Kündigungsfristen zu umgehen.¹⁰²

Als eng verwandtes Beispiel jüngerer Datums lassen sich die jungen Klinikärzte anführen, die im November 2005 gestreikt haben. War die Mischung aus Schichtdienst und unbezahlten Überstunden bei geringem Arbeitslohn, sprich: eine überdurchschnittliche Flexibilität für die angehenden Ärzte früherer Generationen durch die Aussicht auf beruflichen Aufstieg erträglich, fehlt diese Aussicht heute den meisten. Was vormals als Durststrecke hinnehmbar war, ist inzwischen zum Dauerzustand geworden.¹⁰³

Diese Beispiele genügen, um zu illustrieren, dass Flexibilisierung weder bestehende Arbeitsverhältnisse einheitlich umformt oder sich darin erschöpft, dass in Betrieben auf Gleitzeit umgestellt wird. Offen ist selbst, inwiefern es sich um ein *Verrücken* der Grenzlinie zwischen Arbeit und freier Zeit handelt, oder um eine *Auflösung* dieser Linie.¹⁰⁴ Mir scheint in dieser Hinsicht das Szenario Rifkins angemessen, das von einer Mehrzahl von Arbeitsverhältnissen ausgeht und die Bevölkerung nach Zentrum/Peripherie gliedert. Im Zentrum steht demnach die zahlenmäßig verschwindend kleine Gruppe der Superreichen, gefolgt von der etwas größeren Gruppe derer, die zwar lange Arbeitszeiten haben, aber auch über Vermögen und hohe Einkünfte verfügen, während der

100 Vgl. A. Meschnig: „Unternehme Dich selbst“, S. 30; Kolja Rudzio: „Kehren für die Statistik“, in: Die Zeit vom 25.11.2004, S. 21-23.

101 Vgl Jürgen Schupp/Elisabeth Birkner: „Kleine Beschäftigungsverhältnisse“, in: Wochenbericht des DIW 34/04, www.diw.de/deutsch/produkte/publikationen/wochenberichte/docs/04-34-1.htm vom 17.07.2004.

102 Vgl. Matthias Stolz: „Generation Praktikum“, www.zeit.de/2005/14/Titel_2fPraktikant_14, vom 21.11.2005.

103 Vgl. Sabine am Orde: „Mediziner in der Sinnkrise“, in: Die Tageszeitung vom 29.11.2005, S. 1; M. Garhammer: Wie Europäer die Zeit nutzen, S. 289/290.

104 Vgl. K. H. Hörring/D. Ahrens/A. Gerhard: Zeitpraktiken, S. 54-57.

Platz bis zum Rand von denen ausgefüllt wird, die lediglich nach Auftragslage beschäftigt werden, um die Kernbelegschaften von Unternehmen zu unterstützen. Mitglieder der letzten Gruppe sind mit zunehmender Entfernung vom Zentrum in jeder Beziehung ihres Lebens wachsender Unsicherheit ausgesetzt. Irgendwo dazwischen findet sich dann z.B. eine Gruppe derer, die hohe Einkommen aufweisen, ohne deswegen gegen plötzliche Einbrüche gefeit zu sein.¹⁰⁵

Eine vergleichbare Situation hat Michael Vester mit Blick auf die traditionellen Milieugrenzen für Deutschland gezeichnet. Demnach wären Schließung sowie Fraktionskämpfe an der *Spitze*, Statusunsicherheit in der *Mitte* und Gelegenheitsorientierung und Depression in unterprivilegierten Milieus zu erwarten.¹⁰⁶ Eine ähnliche Variante liefert Wolfgang Bonß, wenn er die Zunahme der Zahl „turbulenter“ Erwerbsbiographien auf lange Sicht ansteigen sieht, von der dauerhaften Armutgefährdung knapp der Hälfte der Bevölkerung ausgeht, und selbst unter den Besserverdienden vorrangig die Gruppe derer im Wachstum begriffen sieht, die nur noch *zeitweise* besser verdienen.¹⁰⁷

Man kann auch wie Manfred Garhammer die jeweils globale Differenzierung von arm/reich mit einer zeitlichen über Kreuz sehen: Dann stehen in Zukunft sehr gut verdienende Menschen, die ihre materielle Position mit mehr als acht Stunden Arbeit pro Tag zu verteidigen suchen neben prekär Beschäftigten, die zugleich über wenig materiellen Wohlstand und wenig Zeit verfügen, gefolgt von den langfristig auf dem Arbeitsmarkt überflüssig Gewordenen, die allein über eines ausreichend verfügen: leere Zeit.¹⁰⁸

In etwas freundlicherer Betrachtungsweise ist mit dem Ende der Grenzziehung von Arbeitszeit/Freizeit letztlich die Chance eröffnet, die Zeit aus einem Zustand der Erstarrung heraus wieder zu verflüssigen und beispielsweise Neujustierungen bei der Aufteilung zwischen Geschlechtern vorzunehmen. Mögen Männer dabei im Nachteil sein, weil die bisherige Zeiteinteilung auf der linearen, kontinuierlichen und von Männern gelebten Erwerbsbiographie beruhte, mag der Verlust dieser Einteilung Frauen zum Vorteil gereichen, sofern ihre Zeit häufig seltener nach dieser Einteilung geordnet war.¹⁰⁹ Bonß sieht sich deswegen sogar

105 J. Rifkin: Das Ende der Arbeit, S. 157-168.

106 M. Vester: „Krise der politischen Repräsentation“, S. 251-261.

107 W. Bonß: „Vergesellschaftung über Arbeit“, S. 349.

108 M. Garhammer: Wie Europäer die Zeit nutzen, S. 484-487; vgl. Arlie Russel Hochschild: Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet, Opladen: Leske+Budrich 2002, S. 264-266.

109 Vgl. Nowotny 1989, S. 106-112; F. Benthaus-Apel: Zwischen Zeitbindung und Zeitautonomie, S. 157-160.

veranlasst, Frauen einen Trendsetter-Status auf dem künftigen Arbeitsmarkt nachzusagen.¹¹⁰

Neben der Hoffnung auf neuartige (Eigen-)zeitkulturen bleibt aber festzuhalten, dass sich die Verhältnisse zwischen Männern und Frauen selbst differenziert entwickeln; im Extremfall könnte man dazu neigen, von Zeitkriegen zu sprechen, deren letzte Verlierer noch nicht einmal mehr Männer oder Frauen, sondern Kinder, alte oder anderswie betreuungswürdige Menschen sein können.¹¹¹

Auf alle Modelle gleich könnte die von Richard Sennett gezeichnete Erosion einer langfristiger Perspektive zutreffen – sei dies nun im Hinblick auf Beruf, Familie, Freunde, Nachbarn, Kunden oder Kollegen.¹¹² Als Grundlage dafür dient meines Erachtens das global vorherrschende Zeitverhältnis, das Rifkin an anderer Stelle knapp mit „24/7“ bezeichnet. Im Unterschied zu den Bürozeiten „nine-to-five“ sind das die Servicezeiten der rund um die Uhr bzw. rund um den Globus gespannten Wirtschaft, die Waren zu *jeder Zeit* verfügbar hält und umgekehrt Arbeit zu *jeder Zeit* fordert. Wenn z.B. Firmen aus Europa nicht vorrangig mit europäischen Firmen, sondern mit Firmen in Asien oder den USA über das Internet zusammenarbeiten, bilden sich neue Eigenzeiten, die sich von örtlichen Zeiten entkoppeln – man denke an die Beschäftigten in Call-Centern, die häufig zu *ortsunüblichen* Zeiten erreichbar sein müssen. Das zieht langfristig eine Auflösung von sozialen Zeiten als *gemeinverbindliche* Zeiten nach sich. Es wird unwahrscheinlich, dass an den Tagen, an denen man selbst frei hat, andere ebenfalls freie Zeit haben.¹¹³ Und hält man sich vor Augen, dass die Art der Arbeit immer häufiger geistige Arbeit ist, bemerkt man rasch, dass es um mehr als eine Ausdehnung der Arbeitszeit geht: die Arbeit wird für viele zum ständigen Begleiter, weil man ständig weiter über sie nachdenken kann. Es ist deshalb vielleicht das Kennzeichen der Mitglieder einer neu entstehenden „creative class“, dass der Stil ihrer Lebensführung keinen Vorgaben mehr folgt, wann Arbeit zu verrichten ist und wann nicht.¹¹⁴

Von diesem Ausblick komme ich darauf zurück, dass nach meiner Definition eine Änderung der Art zu arbeiten die Änderung der Art zu leben bedeutet, sofern leben arbeiten umfasst. Dass Bedarf besteht, mit

110 W. Bonß: „Vergesellschaftung über Arbeit“, S. 340

111 Vgl. A. R. Hochschild: Keine Zeit, S. 45-65, 211-219, 270/271.

112 Vgl. R. Sennett: Der flexible Mensch, S. 22-24, 101-104.

113 Vgl. F. Böhle: „Entwicklungen industrieller Arbeit“, S. 16/17; J. Rinderspacher: „Ohne Sonntag gibt es nur noch Werkstage“, S. 12/13, 47/48.

114 Richard Florida: The rise of the creative class and how it's transforming work, leisure, community and everyday life, New York: Basic Books 2004, S. 12-15, 144-156; vgl. F. Böhle: „Entwicklungen industrieller Arbeit“, S. 20-23.

flexibler Arbeit zurechtzukommen, zeigt der Boom des Begriffs „work-life-balance“.

Dahinter verbirgt sich allgemein der Versuch, Berufliches und Privates neu abzustimmen, wenn die Ansprüche der beiden Sphären in Widerspruch zueinander geraten. Das kann unspektakulär sein, doch zu einem besseren Verständnis will ich zwei extreme Problemlagen zeigen: zum einen kann work-life-balancing ein staatliches oder gewerkschaftliches Hilfsangebot für diejenigen sein, die z.B. für ein gleichbleibend geringes Einkommen ein immer größeres Maß an Zeit einsetzen müssen, das an einer anderen Stelle fehlt. Dann heißt work-life-balance schlicht genügend schlafen, einkaufen, Familie versorgen usw. trotz langer Arbeitszeiten.¹¹⁵ Zum anderen kann es sich um Hilfen für Personen handeln, die das entgegengesetzte Problem umtreibt: sie arbeiten viel und verdienen gut, möchten oder müssen aber – etwa vor dem Hintergrund weggefallener Hierarchien – ihre Arbeitszeit umgestalten. In diesem Fall kann work-life-balancing heißen, trotz anderer Notwendigkeiten Zeit für die Arbeit frei zu machen oder die vorhandene Arbeitszeit besser zu nutzen. Meist sind es Arbeitgeber der Betroffenen, die Hilfestellungen bieten, indem sie den so genannten High-Potentials z.B. Reinigungs- und Einkaufsdienste, Gesundheitschecks und Freizeitangebote anbieten, um den Ausfall hochbezahlter Arbeitskräfte durch Burnout zu verhindern. In Deutschland erhoffen sich Unternehmensverbände und Bundesregierung gemeinsam Wunderbares: vom Anstieg der Geburtenrate über die Steigerung der Beschäftigtentzahl und intelligente Verteilung der Arbeitszeit im Lebenslauf bis hin zu einer „umfassenden Sicherung der Beschäftigungsfähigkeit“¹¹⁶.

Wenn ich mich im Weiteren mit dem Konnex von Lebensstilen und Episoden befasse, in denen Essen und Trinken auftreten, werden unter den Bezeichnungen „Zeitpioniere“ und „Flexible Menschen“ zwei Typen in den Vordergrund gerückt, die ich jenseits solcher Extreme sehe. Die Arbeiten Hörning/Gerhard/Michailows bzw. Sennetts heben meines Erachtens auf „mittlere“ Strategien ab und gründen darauf ihre Popularität.¹¹⁷ Die von ihnen jeweils beschriebenen Personen sind nicht zur er-

115 Vgl. Unison, www.unison.org.uk/worklifebalance/index.asp vom 10.06.2005; Government of New Zealand, www.dol.govt.nz/worklife/index.asp vom 10.06.2005.

116 Vgl. T-Mobile, www.t-mobile.de/jobs/1,1860,11233-_00.html vom 11.11.2005; WorkLifeBalance, www.prognos.de/html/p_worklife.html vom 11.12.2005; Florian Vollmers: „Rund um den Mitarbeiter-Life-Cycle“, in: Hochschulanziger der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, Nr. 61 (2002), S. 14/15.

117 K. H. Hörning/A. Gerhard/M. Michailow: Zeitpioniere; R. Sennett: Der flexible Mensch.

satzlosen Aufgabe der Grenze Arbeitszeit/Freizeit bereit und ebenso wenig aus schierer Not dazu gezwungen – sie existieren zwischen Zentrum und Peripherie, Masse und Macht, sind weit von „working poor“ entfernt, gehören aber (noch) nicht im engeren Sinn zur „creative class“. Dabei dürfte es sich freilich im Fall der Zeitpioniere um einen Lebensstil handeln, der dem großstädtischen Milieu verhaftet ist.¹¹⁸

Sie nehmen den Druck auf die Grenze auf und begegnen ihm auf ihre Art: Sennett zeichnet im Zentrum seiner Studie das Bild eines jungen, gut verdienenden, beruflich erfolgreichen Mannes („Rico“), der sich der Devise „nichts Langfristiges“ bei der Arbeit stellt und dazu bereit ist, sich für sie zu verausgaben; zugleich leidet er am Gefühl einer „Corrosion of character“ – wie der Titel des Buches im Original lautet – dem Gefühl, dass die flexible Haltung bei der Arbeit seine andersgearteten Vorstellungen im Bereich des privaten (Familien)lebens überlagern könnte.¹¹⁹ Sennett hat an anderer Stelle einige Eigenschaften Flexibler Menschen katalogisiert: die Fähigkeit, in rascher Folge Beziehungen einzugehen und wieder aufzulösen; die Bereitschaft, sich nicht auf Dauer mit seiner Arbeit zu identifizieren; und eine Neigung, sich trotz guter Erfahrungen mit dem Bewährten beständig auf die Suche nach Neuem begeben zu wollen.¹²⁰

Seine radikale Offenheit ist dem Flexiblen Menschen nach Sennett durchaus selbst nicht immer geheuer. Sie wird als Verlust spürbar. Es fehlt gewissermaßen das Licht am Ende des Tunnels, das in der Zeit des stabilen, linearen Fortschrittsoptimismus stets in der Zukunft erkennbar gewesen war. Ob sich die Last, die er sich *jetzt* aufzubürden bereit ist, *später* auszahlt, wird für ihn kaum kalkulierbar, sofern der für die Belohnung notwendige Zeuge der Anstrengung, der Vorgesetzte, mit den rasch folgenden Umbauten der Unternehmensstruktur häufig von der Bühne verschwunden ist.¹²¹

Menschen, die die Gewichtung von Arbeitszeit und freier Zeit in ihrem Leben gezielt reflektieren mit dem Ergebnis, der Arbeit weniger Gewicht zu geben, können mit Hörning/Gerhard/Michailow als Zeitpioniere gelten. Im Vordergrund ihrer Lebensführung steht Selbstentfaltung, gepaart mit der Annahme dass Selbstentfaltung nicht ohne Raum, oder treffender: Zeit für Spontanes möglich ist. Deshalb sehen sie sich vor allem jenseits planvoller, bezahlter Tätigkeiten. Sie nehmen ihre Arbeit als Teil *ihrer* Lebens ernst, akzeptieren aber die Gleichsetzung von

118 Vgl. R. Florida: The rise of the creative class, S. 9/10; H. Opaschowski: Wir werden es erleben, S. 69.

119 R. Sennett: Der flexible Mensch, S. 22-24.

120 R. Sennett: Die Kultur des neuen Kapitalismus, S. 9.

121 R. Sennett: Die Kultur des neuen Kapitalismus, S. 62/63.

Geld mit Zeit nur so weit, wie sie dieser Zielsetzung dient. Sichtbarer Ausdruck dessen ist eine *freiwillige* Reduktion der Arbeitszeit.¹²²

Ein Hinweis scheint mir an diesem Punkt angebracht: die Autoren beider Texte haben sich jeweils bemüht, Typisierungen zu entwerfen, die unabhängig von Milieu- und Klassengrenzen (Hörning/Gerhard/Michailow) oder grenzübergreifend (Sennett) gültig sind. Ich ziele nicht darauf ab, zu diskutieren, inwieweit dies zutreffend ist. Für mein eigenes Vorgehen ist es allerdings wichtig, die möglichen Einflüsse solcher Differenzen gering zu halten. Da ich eine Tendenz zu erkennen glaube, dass die Darstellungen in ihrem Kern auf Lebensstile der Angehörigen gehobener Milieus zulaufen, werden meine Gesprächspartner zumindest die gleiche formale Bildung und ähnliche Lebensalter aufweisen.

Und schließlich eine Bemerkung zu den Färbungen, die die beiden Studien enthalten. So präzise Sennett die Folgen der neuen Zeitverhältnisse beschreibt, begreift er den Flexiblen Menschen in seiner Zerrissenheit zu vorderst als *leidenden*. Es scheint mir sinnvoll, mich von diesem Bild zu lösen: Flexible Menschen sind vermutlich nur auf einer Seite von flexibler Arbeit negativ betroffene; auf der anderen Seite dürften sie auch zu den Protagonisten ihrer Durchsetzung zählen. Um es in Anlehnung an Richard Florida zu sagen: sie kommen auch als diejenigen in Frage, die *so arbeiten wollen*.¹²³

Wie Sennetts Schilderung von Düsternis überwölbt ist, ist die von Hörning/Gerhard/Michailow mitunter hell gefärbt. In genauer Umkehrung werden Zeitpioniere als Menschen vorgeführt, denen es gelungen ist, ihre eigenen Vorstellungen durchzusetzen. Sie entsprechen in vielem dem, was kritische Betrachter heutiger Zeit- und Arbeitsverhältnisse für die Zukunft fordern: zu lernen, Zeit nicht nur mit Arbeit sinnvoll ausfüllen zu können.¹²⁴ Gerade diese Perspektive macht Zeitpioniere zu wahrhaftigen *Pionieren*. Der Begeisterung für den Verzicht auf materiellen Wohlstand zugunsten freier Zeit sollte die Feststellung hinzugefügt werden, dass die Vertreter dieses Lebensstils durch ihre schwache Arbeitsmarktintegration und ihr geringes Einkommen in Gefahr sind, prekär zu leben. Das gilt auch und gerade in der Merkmalskombination, die die befragten Zeitpioniere in der vorliegenden Studie überwiegend tragen: weiblich, jung, selbständige, hoch gebildet.¹²⁵ In diesem Sinne beleuchten

122 K. H. Hörning/A. Gerhard/M. Michailow: Zeitpioniere, S. 90-93, 125/126, 159-161.

123 R. Florida: The rise of the creative class, S. 11

124 Vgl. J. Rinderspacher: „Ohne Sonntag gibt es nur noch Werkstage“, S. 141; Nowotny 1989, S. 140/141.

125 Vgl. Sigrid Roßteutscher: „Kein Ende in Sicht – Sozialstruktur als Instrument im Kampf gegen Deutung“, in: Frank Bretschneider/Jan van

die weiteren Ausführung auch die Frage, wie Zeitpioniere heute, in der Zeit des vermeintlichen Wandels des Wertewandels leben, der einen neuen Materialismus beinhalten soll. Dass sie gleich wie die Flexiblen Menschen just der sogenannten „Generation Golf“ angehören, d.h. den zwischen 1965 und 1975 geborenen, die auch als erste Repräsentantin des erneuten Wandels beschrieben wird, sollte Veranlassung genug sein, sich den Befragten zu nähern.¹²⁶

Deth/Edeltraud Roller (Hg.), *Das Ende der politisierten Sozialstruktur?*, Opladen: Leske+Budrich 2002, S. 349-390, hier S. 356-360.

126 Vgl. Markus Klein: „Gibt es eine Generation Golf? Eine empirische Inspektion“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 55, Nr. 1 (2003), S. 99-115, hier S. 113/114.

